



No. 2.

1900.

Der Socialismus in Finland.

Von

Niiles Robert af Ursin.

(Abo.)

Dass auch in Finland eine socialistische Bewegung existiert, dürfte wohl allgemeiner bekannt sein. Eine zusammenhängende Darstellung derselben ist aber meines Wissens bis jetzt in der westeuropäischen Presse noch nicht erschienen. Ich folge daher gern der Aufforderung der Redaction dieser Zeitschrift, die Entwicklung des Socialismus in Finland kurz zu skizzieren.

Die Arbeiterbewegung in Finland ist noch sehr jung. Ihr Anfang ist vom Jahre 1874 zu datieren. In diesem Jahre wurde in der Hauptstadt Helsingfors der erste Arbeiterverein gegründet, dem bald andere, auch auf dem platten Lande, folgten. Jetzt beträgt die Zahl der Arbeitervereine 45; die Statuten des ersten Vereins sind für die anderen vorbildlich gewesen. In der Hauptstadt erblickte auch das erste finländische Arbeiterblatt das Licht der Welt; es erschien nur einmal wöchentlich, jedoch in einer Auflage von 8000—10000 Exemplaren. Im Jahre 1889 ging es nach circa 3 $\frac{1}{2}$ jähriger Existenz ein.

Sobald die Arbeiter sich zu organisieren begannen, stiessen sie auch auf den Widerstand der „gesellschaftserhaltenden“ Mächte. Der Widerstand wurde namentlich fühlbar, als man einen allgemeinen Arbeitercongress plante.

Ein solcher wurde nach einer im Jahre 1889 von dem hauptstädtischen an die übrigen Arbeitervereine gerichteten Umfrage für das Jahr 1891 einberufen. Man hatte schon alle Vorkehrungen getroffen, da kam das Verbot, indem nämlich der Generalgouverneur, der einzige russische Beamte in Finland, der laut seiner Instruction „die allgemeine Ruhe und Sicherheit zu überwachen“ hat, „die Zusammenkunft von Arbeitern unnötig, unpassend und vielleicht auch noch zu Unordnung Veranlassung gebend“ fand. Somit wurde aus dem Congress nichts, da man es verschmähte, ihn im Geheimen abzuhalten. Man begnügte sich, die geplanten Referate drucken zu lassen und den einzelnen Vereinen zur Begutachtung zu überweisen. Die Referate erstreckten sich auf eine Fülle der verschiedensten Gegenstände Bildung und Organisation der Arbeiter, Consumvereine, Gleichstellung der Geschlechter in Bezug auf Lohnhöhe und Ausbildung, Erweiterung der politischen und communalen Rechte der Arbeiter, Gewinnbeteiligung u. s. w. Die Forderung

eines gesetzlichen Minimalarbeitstages wurde verworfen, und vom Socialismus an sich war überhaupt nicht die Rede.

Das Verbot des Generalgouverneurs verhinderte nicht, dass man die Versuche, einen finländischen Arbeitercongress zu veranstalten, erneuerte. Es gelang, unter unverfänglicher Form einen solchen im Jahre 1893 in der Hauptstadt abzuhalten: von jedem finländischen Arbeitervereine — nur vier Vereine hielten sich zurück — nahm ein Delegierter als Gast an den Verhandlungen des hauptstädtischen Vereins statt. Ein behördliches Verbot erfolgte nicht.

Die zur Discussion stehenden Fragen wurden derartig behandelt, dass die erste Beratung im Plenum erfolgte und dann der betreffende Gegenstand an eine Commission verwiesen wurde. Auf Grund eines Gutachtens dieser Commission fasste alsdann das Plenum in zweiter Lesung seinen endgiltigen Beschluss. Diese Form hat sich durchaus bewährt.

Die wichtigste That dieses ersten finländischen Arbeitercongresses war die Niedersetzung eines Centralvorstandes von 5 Mitgliedern. Die Bestätigung der Statuten desselben durch die Regierung wurde nicht nachgesucht; man fürchtete abschlägigen Bescheid, der vorläufig schlimmer gewesen wäre, als der Mangel jeder officiellen Bestätigung.

Bis zum Jahre 1893 tauchte nicht einmal der Vorschlag auf, eine eigene finländische Arbeiterpartei zu bilden. Die Arbeiter scheuten sich offenbar noch, selbständig aufzutreten und ihre Verbindung mit der finnischen Partei zu lösen.

Bis in die allerjüngste Zeit gab es nämlich in Finland nur zwei Parteien: die schwedische und die finnische. Die erstere ist die conservative Partei, conservativ in jeder Beziehung: sie will das althergebrachte Uebergewicht der schwedischen Sprache sowohl wie die gesellschaftlichen Einrichtungen, wie sie jetzt sind, erhalten und ist z. B. die heftigste Gegnerin des allgemeinen Stimmrechts. Die finnische Partei hat sich in einen mehr conservativen und einen mehr radicalen Flügel gespalten, die indessen durch das gemeinsame Bestreben zusammengehalten werden, die finnische Nationalsprache zu heben. Bis zum Jahre 1899 sind die Arbeiter mit dem radicalen Flügel der finnischen Partei zusammengegangen. Dann erst erfolgte der officielle Bruch. Darüber unten mehr.

Wenn es auch, wie gesagt, auf dem genannten Congress nicht zur Bildung einer besonderen Arbeiterpartei kam, so wurde doch ein gemeinsames Arbeiterprogramm angenommen, das übrigens sehr anspruchlos war.

Die finländische Verfassung mit ihrem Wahlrecht nimmt sich sehr antediluvianisch aus. Noch im Jahre 1893 wurden die Arbeiter in politischer Hinsicht als „Gesinde“ betrachtet und sahen sich, wie dieses, vom Wahlrecht in Staat und Gemeinde ausgeschlossen, wengleich die Bestimmung in einigen Städten namentlich bei Communalwahlen in liberalerem Sinne ausgelegt wurde.

Jedenfalls ist noch heute das finnische Stimmrecht von einem Census abhängig; in den Städten ist ein jährliches Einkommen von 400—800 fin. Mk. (= Frs.), verschieden abgestuft nach den verschiedenen Städten, Bedingung; auf dem Lande ein solches von 200—600 fin. Mk. Dazu tritt das System der Stimmenhäufung: bei städtischen Wahlen kann ein Wähler je nach

der Grösse seines Einkommens bis zu 25 Stimmen abgeben; in den ländlichen Wahlbezirken kann ein einzelner bis zu $\frac{1}{10}$ der Gesamtstimmenzahl besitzen. Eine weitere plutokratische Verschärfung tritt bei den politischen Wahlen in den Städten ein. Abgesehen davon, dass die unverheirateten Frauen zwar das communale, aber nicht das politische Wahlrecht besitzen, tritt — wenn die städtischen Wähler nicht selbst anders beschliessen — Stimmenhäufung über die bei Communalwahlen zulässige Höchstzahl von 25 ins Ungemessene ein. Mit anderen Worten: in Finland herrscht die Plutokratie, und die besitzenden Classen schalten in Staat und Gemeinde unumschränkt.

Es ist klar, dass die Arbeiter, selbst wenn sie erst beginnen, zum Classenbewusstsein zu erwachen, die Abschaffung oder doch die Verbesserung dieses Wahlsystems fordern müssten. Der erste finländische Arbeitercongress begnügte sich mit dem Verlangen einer Verbesserung. Weiter verlangte er obligatorischen und kostenfreien Unterricht in den Gemeindeschulen, unmittelbaren Anschluss des Mittelschul- an den Gemeindeschul-Unterricht; Ausstattung der etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung (ca. $2\frac{1}{2}$ Millionen) ausmachenden besitzlosen ländlichen Tagelöhner mit Grundbesitz, Vermehrung der Gewerbeinspectoren — jetzt existieren deren 3 in einem Lande von 373604 qkm, das 1896 eine Arbeiterbevölkerung von 75000 Köpfen aufwies — und Beteiligung der Arbeiter an der Gewerbeaufsicht. Ferner wurde eine obligatorische Versicherung befürwortet und noch mancher Wunsch geäußert, der nicht als Forderung aufgestellt wurde. Man sieht, bescheidener konnten die finländischen Arbeiter kaum auftreten.

Etwas heisser ging es schon auf dem zweiten Arbeitercongress her, der 1896 in Tammerfors tagte. Hier trat die Stimmrechtsfrage bereits beherrschend in den Vordergrund. Beide Fractionen der finnischen Partei suchten die Arbeiter für ihre Vorschläge zu gewinnen. Die conservativen Finnen beantragten, die Höchstzahl der Stimmen, die ein einzelner Wähler abgeben darf, auf 10 zu normieren, während die Radicalen sich für das Einstimmenrecht, aber unter Beibehaltung des Census aussprachen. Daneben traten aber auch schon die Anhänger des allgemeinen Wahlrechts hervor, darunter der Schreiber dieser Zeilen. Das Resultat war der Sieg der Radicalen sowohl über die Zehnstimmenmänner, als über die Anhänger des allgemeinen Wahlrechts; über die ersteren siegten sie mit 40 gegen 13, über die zweiten mit 30 gegen 25 Stimmen. Es wurde beschlossen, dass bei den städtischen Wahlen jeder Wähler eine Stimme haben, der Census gleichmässig auf 400 Mk. Jahreseinkommen festgesetzt und auch dem Gesinde das Wahlrecht zugestanden werden solle. — Auf dem Lande besitzen bisher nur die Grundeigentümer Stimmrecht, und der Wahlmodus ist ein indirecter. Der Congress beschloss, eine Regelung des ländlichen Wahlrechts dahin zu verlangen, dass ein Census von 200—400 Mk. und die Ausschliessung des Gesindes vom Wahlrecht aufrechterhalten bleibe, dagegen die Stimmenhäufung aufhöre und das directe an die Stelle des indirecten Wahlverfahrens trete.

Auf einem noch unentwickelteren Standpunct stand der Congress in der Frage der Arbeiterwohnungen: das „eigene Haus“ spielte da die Hauptrolle.

Die brennendste Frage, um die es sich bei dem zweiten finnischen Arbeitercongress hätte handeln sollen, war die der Bildung einer eigenen

Arbeiterpartei, die vom Verfasser dieses Artikels aufgeworfen wurde. Im Protokoll wird man jedoch eine Verhandlung über diese Frage vergebens suchen. Das leitende Comité, welches über die Reihenfolge der zur Discussion gestellten Fragen zu bestimmen hatte, hatte mit 6 gegen 5 Stimmen diese Frage ganz verworfen. Aus besonderen Gründen liess es der Antragsteller diesmal dabei bewenden.

Im Juli dieses Sommers wurde der bahnbrechende Congress in Turku (Abo) abgehalten. Vertreten waren 34 Vereine durch 82 Congressmitglieder (je 100 Mitglieder eines Vereins waren durch einen Delegierten vertreten). Hier stand nun die Frage der Bildung einer eigenen Partei im Vordergrund. Unter mehr als 80 Rednern befürworteten die meisten die unmittelbare Parteibildung, nur wenige wollten die Organisation noch etwas hinausschieben, gaben aber auch zu, dass die Partei auf socialistischer Grundlage aufgebaut werden müsste. Der Congress sah aber ein, dass bei der jetzigen politischen Lage eine Verzögerung gefährlich werden könnte, und beschloss mit 55 gegen 3 Stimmen (mehrere Delegierte enthielten sich der Stimmabgabe) die sofortige Constituierung einer eigenen Arbeiterpartei. Die Abstimmung zeigt ganz deutlich, dass man über die Notwendigkeit der Parteibildung schon vor dem Congress einig gewesen sein muss. Ein neuer Parteivorstand wurde gewählt und nach Abo verlegt, ein Parteiprogramm festgestellt und Statuten für den Vorstand angenommen. Das Parteiprogramm lautet in extenso:

„Die finnische Arbeiterpartei steht in Bezug auf die gesellschaftliche Entwicklung auf dem Boden der allgemeinen Arbeiterbewegung und erstrebt die ökonomische und gesellschaftliche Befreiung der finnischen Arbeiter. In Hinblick darauf, dass die Vorbedingung zu dieser Befreiung die Aufrechterhaltung und Verteidigung der nationalen Selbständigkeit Finlands ist, hat die Partei als das nächste Ziel ihrer Bestrebungen anerkannt:

Allgemeines gleiches und directes Wahl- und Stimmrecht aller über 21 Jahre alten finnischen Bürger ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen. Proportional-Wahlsystem. Zweijährige Legislaturperioden. Vornahme der Wahlen und Abstimmungen an einem gesetzlichen Ruhetage. Legislative und Steuerbewilligungsrecht des Volkes durch die Volksrepräsentation. Vollständige Vereins-, Versammlungs-, Meinungsäusserungs- und Pressfreiheit. Achtstundentag. (Bei Arbeiten des Staates und der Gemeinden ist Maximalarbeitszeit und Minimallohn sofort einzuführen.) Allgemeiner Schulzwang. Unentgeltlicher Unterricht in allen Unterrichtsanstalten; als Grundlage derselben gilt die Volksschule. Erleichterung der Militärlast, Propagierung der Friedensidee, Verwirklichung derselben in der Praxis. Vollständige Gleichberechtigung der Geschlechter. Verbot der Zubereitung und des Verkaufs alkoholischer Getränke überhaupt.

Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung. Vermehrung der Zahl der Fabrikinspectoren und Heranziehung von Assistenten aus der Arbeiterklasse. Weibliche Fabrikinspectoren. Progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer. Abschaffung der indirecten Steuern. Uebnahme der Arbeiterversicherung durch den Staat.

Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und der ärztlichen Hilfeleistung.

Wie man sieht, hat das Erfurter Programm in hohem Grade als Vorbild gedient. Dies wurde auch besonders ausgesprochen gegenüber einer andern Strömung, die das nationale Moment noch mehr hervorheben wollte. Die Einleitung des Entwurfs, die unsere speciellen politischen Verhältnisse natürlich berücksichtigt, ist im wesentlichen von Hjalmar Branting verfasst, der als Gast dem Congresse beiwohnte.

Gegen das Programm, wie es vorliegt, ist, glaube ich, nichts Wesentliches einzuwenden; selbstverständlich wird es mit der Zeit weiter ausgebaut werden müssen.

Uebrigens wurden auch noch mehrere andere Beschlüsse auf dem Congress gefasst, so z. B. in Bezug auf Consumgenossenschaften, die Gründung einer Volksbank, Volkshochschulen, Abänderung der Gewerbeordnung (besonders in den Arbeitsordnungen herrschen auch bei uns grosse Missstände) u. a. m., doch wurden diese Punkte nicht in das Programm aufgenommen.

Die finnische Arbeiterbewegung steht jetzt fester und in sich geschlossener da, als je zuvor. Im gegnerischen Lager ist man natürlich mit diesem Resultat des Congresses nicht zufrieden und geht mit allen Mitteln gegen die „irregeleiteten“ Arbeiter und ihre „vaterlandslosen“ Führer vor. Um ein Arbeiterblatt zum Schweigen zu bringen, wandte man sich an den russischen Generalgouverneur, Elektrizität und Papier wurde dem Blatte entzogen. Bei Strikes werden selbst russische Arbeiter herangezogen, die die finnische Bourgeoisie gegen ihre eigenen Landsleute aufrücken liess.

Die einheimische Regierung hat sich bisher sehr wenig mit der Hebung der Arbeiterklasse beschäftigt. Vor 1896 sind nur zwei Gesetze zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter erlassen. Ein ganz annehmbares vom Jahre 1889¹⁾ und ein Unfallversicherungsgesetz vom Jahre 1895, das auf dem halben Wege zwischen Haftpflicht und obligatorischer Versicherung stehen geblieben ist.²⁾

Nach dem Arbeitercongress in Tammerfors 1896 hat sich die Landesrepräsentation auch mehr Arbeiterfragen zugewandt, ohne indessen etwas Besonderes zu stande zu bringen.

Zweifellos wird aber jetzt nach Gründung der selbständigen Arbeiterpartei die finnische Arbeiterbewegung mit Riesenschritten vorwärts gehen, wenn auch einige Arbeitervereine und Gewerkschaften der neuen Partei vorerst nicht beitreten werden. Man hat ganz mit Absicht das Programm möglichst allgemein gehalten, damit auf Grund desselben auch jeder, der eine wirklich energische sociale Reform befürwortet, ohne gerade Socialist zu sein, Mitglied der Partei werden kann. Die socialistischen Ideen sind freilich schon tief in die finnische Arbeiterschaft eingedrungen, aber es muss auch zugegeben werden, dass einige Arbeitervereine, namentlich in den kleinen Städten und auf dem Lande, noch nicht socialistisch denken.

Zur Ausbreitung socialistischer Ideen haben vielleicht am meisten beigetragen die finnischen Uebersetzungen von Blatchfords Merry England und Sombarts Socialismus und sociale Bewegung im XIX. Jahrhundert.

Die finnische Arbeiterbewegung verfügt auch über eine verhältnismässig gute Presse, Es giebt eine täglich erscheinende Zeitung Työmies (Der Arbeiter) und zwei Wochenblätter; andere sind in Vorbereitung. Die Herausgabe einer Zeitschrift: Koitar (Die Morgenröte) ist für die nächste Zeit von mir geplant. Alljährlich erscheint ein illustrierter Kalender (durchschnittlich 150 Seiten) sowie andere Gelegenheitschriften und Uebersetzungen. Z. B. erscheint eben jetzt das Erfurter Programm, erläutert von Karl Kautsky, abschnittsweise. Weiter werden freie Hefte: Työväen kysymykia (Arbeiterfragen) von mir herausgegeben, es erscheinen Arbeiteralbums u. a. m. Das finnische Volk liest sehr gerne, so dass sich

¹⁾ Vide Brauns Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, 1890, pag. 643 ff.

²⁾ Vide a. a. O. 1899, pag. 410 ff, und Sociale Praxis, 1898, pag. 228 ff.

die Ideen schnell verbreiten. Allerdings befindet sich diese Art der Propaganda noch im Anfangsstadium.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass die Arbeiterbewegung in Finland einer glänzenden Zukunft entgegengeht. Jeder Widerstand spornt sie natürlich noch mehr an. Die Ideen von der Gleichheit aller Menschen haben auch das finnische Volk erfasst, und die unteren Schichten desselben arbeiten energisch und zielbewusst, um ihre eigene Lage und die ihrer Cameraden nach Kräften zu heben.

Feudales und bürgerliches Eigentum.

Von

Friedrich Ott.

(Wien.)

Die Geschichte hat im Laufe der Zeiten den verschiedensten Parteien mannigfache Handlangerdienste leisten müssen. Die Reaction hat sich ihrer bedient, um die Notwendigkeit der Schonung des „Historischgewordenen“ zu erweisen, oder auch, um dem Leichtgläubigen ein verlorenes Paradies mitten im schwärzesten Mittelalter vorzuzaubern. Ein etwas anderer Standpunkt findet sich in einer Aeußerung Goethes begründet, der in seinem Gespräch mit Luden sagte, aus der Geschichte könne man nur eines lernen, dass es nämlich überall und jederzeit miserabel gewesen sei. Andererseits hat auch der moderne bürgerliche Radicalismus die Berufung auf die Geschichte nicht verschmäht. Jetzt wurde das feudale Elend in den grellsten Farben gemalt oder auch die persönliche Ruchlosigkeit und Verworfenheit der Herrschenden der „guten alten Zeit“ in abschreckender Weise geschildert. Auch der moderne Socialismus hat — allerdings in weniger platter Weise — seine Theorien historisch zu festigen gesucht. Jetzt stieg man noch etwas tiefer hinab, bis in die Urzeit des historischen Menschen, um die Möglichkeit einer radicalen Wandlung in der gesellschaftlichen Psychologie zu erweisen, um die Hinfälligkeit der Phrase von der „Unveränderlichkeit des Menschen“, von der „Unverträglichkeit seiner Natur mit dem Socialismus“ zu zeigen. Oder auch man deducierte aus der bürgerlichen Revolution gegen den Feudalismus auf die bevorstehende proletarische gegen den Capitalismus. Leider that man dabei etwas zu viel des Guten und construierte die geschichtliche Entwicklung nach einem Schema, das der radicale Politiker für die Zukunft entworfen hatte, die Gegenwart wollte die Vergangenheit in die ihr zusagenden Formen der Zukunft pressen. —

So hat Genossin Dr. Rosa Luxemburg in ihrer interessanten Schrift: Socialreform oder Revolution? die Auffassung von der geschichtlichen Entwicklung, die wir wohl als die — wenigstens bis vor kurzem — partei-officielle ansehen dürfen, in folgender Weise zum Ausdruck gebracht: „Stets diente im Laufe der Geschichte die gesetzliche Reform zur allmählichen Erstarkung der aufstrebenden Classe, bis sie sich reif genug fühlte, die politische Macht zu erobern und das ganze bestehende Rechtssystem umzuwerfen, um ein neues aufzubauen.“¹⁾ Dies wird weiterhin mit Bezug auf den Feudalismus ausgeführt. Sodann fährt Genossin Luxemburg fort: „Die Gesetzgebung und die Revolution sind also

¹⁾ Rosa Luxemburg: Socialreform oder Revolution? Leipzig 1899; pag. 49.

nicht verschiedene Methoden des geschichtlichen Fortschritts, — sondern verschiedene Momente in der Entwicklung der Classengesellschaft, die einander ebenso bedingen und ergänzen, zugleich aber ausschliessen, wie z. B. Nordpol und Südpol, wie Bourgeoisie und Proletariat.“ „Und zwar ist die jeweilige gesetzliche Verfassung bloss ein Product der Revolution. Während die Revolution der politische Schöpfungsact (wie dialektisch!! Der Verf.) der Classengeschichte ist, ist die Gesetzgebung das politische Fortvegetieren der Gesellschaft. Die gesetzliche Reformarbeit hat eben in sich keine eigene, von der Revolution unabhängige Triebkraft, sie bewegt sich in jeder Geschichtsperiode nur auf der Linie und so lange, als in ihr der ihr durch die letzte Umwälzung gegebene Fusstritt (!) nachwirkt, oder, concret gesprochen, nur im Rahmen der durch die letzte Umwälzung in die Welt gesetzten (!) Gesellschaftsform.“ „Es ist grundfalsch und ganz ungeschichtlich, sich die gesetzliche Reformarbeit bloss als die ins Breite gezogene Revolution und die Revolution als condensierte Reform vorzustellen. Eine sociale Umwälzung und eine gesetzliche Reform sind nicht durch die Zeitdauer, sondern durch das Wesen verschiedene Momente.“

Und so fort mit Grazie.

Diese pseudodialektische Auffassung, die von „Schöpfungsacten“, „in die Welt gesetzten Gesellschaftsordnungen“, „Fusstritten“ etc spricht, wo es sich um eine lange historische Entwicklung handelt, versetzt mit jedem dieser Sätze der wahren Dialektik einen Fusstritt. Gleichzeitig musste eine solcher Betrachtungsweise, die die weltgeschichtlichen Aenderungen dort erblickt, woher der meiste Lärm kommt, auch der städtischen Entwicklung eine grössere Beachtung schenken, als der des flachen Landes, wo es keine Barricaden, Clubredner und Parlamente gab. „Wie am Ende des XVIII. Jahrhunderts wird es auch diesmal die revolutionäre Bevölkerung der Städte sein müssen, die ihnen (der Landbevölkerung) die Erlösung bringt und ihnen die Bahn eröffnet zu weiterer Entwicklung.“²⁾

Betrachten wir also einmal die grosse ökonomische Revolution, die unser heutiges bürgerliches System schuf, und zwar, um Genossin Luxemburg eine Freude zu machen, in jenem Lande, wo sie anscheinend am „blutigsten“ und „radicalsten“ sich vollzog, — in Frankreich. Unsere gewöhnliche Auffassung von der französischen Revolution ist sehr einfach und findet in ihr einen unübertrefflichen Beleg für das „Klappen“ der Formel: „Die Productions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Productions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft producierte und austauschte, die feudale Organisation der Agricultur und Manufactur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse, den schon entwickelten Productivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Production, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in ebensoviele Fesseln. Sie mussten gesprengt werden, sie wurden gesprengt.“³⁾ Und dieses „Sprengen“ sei denn

²⁾ Karl Kautsky: Die Agrarfrage. Stuttgart 1899; pag. 294.

³⁾ Das Communistische Manifest. Berlin 1894; pag. 13; vide auch L. u. v. Cabet. Stuttgart 1890; pag. 16: „Das ist der wahre Charakter der französischen Revolution: die Sprengung der alten feudalen Productionsform durch die aus dem Feudalismus heraus entstandenen neuen Productionskräfte.“

eben die französische Revolution gewesen. „Die französische Revolution schaffte das Feudaleigentum zu Gunsten des bürgerlichen ab.“⁴⁾

Eine ganz gleiche Auffassung von der französischen Revolution vertritt Kautsky, nur dass er der ländlichen Bevölkerung die revolutionäre Initiative vollständig abspricht, dieselbe ganz in die städtischen Classen verlegt. „Aber so notwendig diese Revolutionierung der ländlichen Eigentumsverhältnisse auch wurde, die ökonomische Entwicklung erzeugte in der Landwirtschaft keine Classe, welche den erforderlichen Antrieb und die Kraft zu dieser Revolution hätte erzeugen können.“ „Dieselbe Entwicklung schuf in der Stadt jene revolutionären Classen, die durch ihre Erhebung gegen die Feudalmacht die politische und juristische Revolution aufs Land hinaustrugen, wo sie die notwendig gewordene Neuordnung der Verhältnisse, oft unter dem Jubel der Masse der bäuerlichen Bevölkerung, mitunter aber auch trotz ihres Widerstrebens durchsetzten.“

Ich werde Kautsky im Folgenden zu zeigen versuchen, dass die juristische Revolution auf dem Lande damals schon zum weitaus grössten Teil vorüber war, und zwar schon ziemlich lange.

Selbst Bernstein meint, dass der Feudalismus mit seinen starren, ständischen Einrichtungen fast überall mit Gewalt gesprengt werden musste, wogegen die liberalen Einrichtungen der modernen Gesellschaft sich gerade darin von jenen unterscheiden, dass sie biegsam, wandlungs- und entwicklungsfähig sind.⁵⁾ Wir werden sehen, dass der Feudalismus ebenfalls ausserordentlich „biegsam, wandlungs- und entwicklungsfähig“ war.⁶⁾

Was wir an der oben präcisirten Auffassung bemängeln, ist beileibe nicht der jetzt felsenfest dastehende Grundgedanke des historischen Materialismus, vielmehr einzig jene Trennung von wirtschaftlicher und socialer Transformation, jene Darstellung, die erst die Productionskräfte der neuen Epoche im Schosse der alten sich entwickeln lässt, während die Eigentumsverhältnisse unbeweglich bleiben, bei denen in einem Act — ob von kürzerer oder längerer Dauer ist gleichgiltig — der ökonomischen Katastrophe — die alten Fesseln gesprengt werden.

Wir setzen als zu beweisen, dass diese beiden Umwandlungen durchaus nicht getrennt vor sich gingen, dass vielmehr beide im gleichen Schritt, stetig auf einander einwirkend, vorrückten, dass ein eigentliches „Sprengen“ der feudalen Fesseln gar nicht stattfindet, vielmehr ein allmähliches „Lockern“ und „Nachlassen“, bis sie zuletzt mit Leichtigkeit abgestreift werden, dass die französische Revolution nur einen sehr geringen Teil der Arbeit zu thun vorfand, die Jahrhunderte fast unbemerkt doch unablässiger Entwicklung zum weitaus grössten Teil geleistet hatten; ihre Hauptbedeutung liegt vielmehr in der definitiven Sicherung des langsam und mühsam Errungenen.⁷⁾

⁴⁾ a. a. O. pag. 19.

⁵⁾ Vgl. Bernstein: Die Voraussetzungen des Socialismus etc. Stuttgart 1899; pag. 139.

⁶⁾ Welcher Unterschied schon zwischen dem Kriegsadel des XI. Jahrhunderts, dem Hofadel im XVII. Jahrhundert und dem französischen Finanz- und Bourgeoisfeudalismus der vorrevolutionären Zeit! Uebrigens hat Bernstein wohl nur die politische Entwicklung im Auge gehabt.

⁷⁾ Bezüglich der englischen Revolution ist es uns gestattet, auf Bernstein zu verweisen, der gelegentlich meint, er habe beim Studium derselben sehr wenig von jenen grossen Gegensätzen von Feudalismus und Bürgertum gefunden, die wir darin vermuten.

Das Feudalsystem beruht auf der Teilung der gesellschaftlichen Functionen in der Weise, dass die Ausübung der eigentlichen productiven Arbeit einer in Freiheit und Eigentum beschränkten Classe höriger Leute, die Ausübung der gesellschaftlich notwendigen Functionen der öffentlichen Macht, die Production von Sicherheit und Recht dagegen der Classe der Adeligen, Seigneurs etc. zufiel, wie sich dies am besten ausdrückt in dem alten Spruch:

Labeur de cleric est Dieu prier

Et justice de chevalier,

Pain leur trouve le labourier.⁸⁾

Von den drei damals bestehenden Ständen: Priester, Ritter und Bauer, hat der erste den „öffentlichen Dienst“ der Vermittelung mit Gott, der zweite den der Herrschafts- und Verwaltungsfunktionen, die dritte produciert die notwendigen Subsistenzmittel.

Es ist unmöglich, hier mehr als die Hauptlinien dieses Systems und seiner Fortentwicklung zu ziehen, da ein jedes tiefere Eingehen eine Unzahl von Streitfragen aufjagen würde, die unsern Beweis aufhalten dürften.

Mit Recht sagt Montesquieu von dem Chaos der feudalen Rechtsbeziehungen, der Feudalismus habe die Anarchie geschaffen mit einer Hinneigung zur Ordnung und die Ordnung mit einer Hinneigung zur Anarchie. Schon die Entwicklung in den Feudalismus hinein bewegte sich über unzählige, local bedingte Uebergangsstufen, als Höhepunkt des Feudalismus können wir für Frankreich das XI. Jahrhundert annehmen.⁹⁾

Welches war nun das Ziel der Entwicklung? Welches die Triebkräfte derselben? In welcher Weise übten sie ihre Wirkung?

1. Das Ziel der grossen Bewegung, die mit dem XIII. Jahrhundert anhebt, ist, dem unmittelbaren Producenten die persönliche Freiheit und das persönliche Eigentum zu erringen, seine Arbeit unter keine andere Controle zu stellen sondern die individuelle Verantwortlichkeit und die wirtschaftliche Kraft des Selbstinteresses zur Wirkung zu bringen.

Das Resultat der jahrhundertelangen Entwicklung in dieser Richtung ist eine rechtliche Ordnung, die genau hinreicht, um diese wirtschaftlichen Zwecke zu erfüllen und zu sichern. Die auf die „Naturordnung“ gestützten Forderungen des XVIII. Jahrhunderts, die Freiheit und Eigentum bis in ihre letzten, praktischen Consequenzen verwirklichen wollten, sind ohne dauernde Wirkung geblieben.

2. Die Triebkräfte dieser Entwicklung sind folgende:

a) Das Bedürfnis nach intensiverer Arbeit seitens der Bodenbesitzer, dies ist das zeitlich zuerst auftretende Motiv, und die hieraus entspringende schrittweise Milderung der Unfreiheit von Person und Boden ist etwa jenen ersten Bestrebungen des Capitalismus zu vergleichen, durch die er sich die notwendige intelligente Arbeit zu verschaffen sucht (Volksschule, beschränkter Arbeiterschutz etc.).

Kann man von dieser ersten Bewegung mit Recht sagen: „Die Freiheit wurde eher angeboten, als verlangt“,¹⁰⁾ so weckte sie doch den Geschmack „nach mehr“ und entfesselt ein actives Vorgehen der Unterthänigen, ebenso wie die gesteigerte Volksbildung erst die moderne Arbeiterbewegung ermöglichte. Die

⁸⁾ Vide Bonnemère: Histoire de paysans, 1856. I. Band, pag. 186.

⁹⁾ Vide Lamprecht: Französisches Wirtschaftsleben im XI. Jahrhundert. 1878.

¹⁰⁾ Vide Doniol: Histoire des classes rurales. II. éd. Paris 1865; pag. 98.

ideologischer Bestrebungen von Angehörigen der herrschenden Classen, die unterdrückten zu heben, wie sie von ausserordentlicher Wichtigkeit für die Entstehung der modernen Arbeiterbewegung gewesen sind, fehlen damals fast ganz, denn den Bestrebungen der Kirche und der Könige in dieser Richtung lagen kaum analoge Motive zu Grunde. Mit Recht hat Bernstein gegen Bax behauptet, wie viel ideologischer unsere heutige Zeit in Wirklichkeit sei, als das „romantische“, „fromme“ Mittelalter.

b) Der durch Kriege, Pest, Hungersnot erzeugte Menschenmangel lässt ein lebhaftes Bedürfnis nach Arbeitskräften überhaupt entstehen.¹¹⁾ Es beginnt förmlich eine Concurrenz der Productionsmittelbesitzer um die Arbeitskräfte, wie es heute umgekehrt der Fall ist. Zahlreiche Feudalherren gründen Freistätten (woher noch heute die vielen Villeneuve, Villefranches etc. in Frankreich), deren Einwohnern mannigfache Erleichterungen der Unfreiheit versprochen werden. Bald entstehen innere Wanderungen nach jenen Punkten, und die betroffenen Seigneurs sehen sich gezwungen,¹²⁾ ebenfalls in der Concurrenz mitzubieten.

In der Folgezeit bleibt das Recht der Freizügigkeit eines der wichtigsten Mittel im Classenkampfe des Bauernstandes, und unablässig strebt er danach, das alte Feudalrecht des *droit de poursuite* gesetzlich zu beseitigen, jenes gesetzlich festzustellen, worin ihn die Juristen unterstützen. Der gesetzlichen Festlegung dieses Rechtes ist aus den Arbeitskämpfen der Gegenwart etwa die Aufhebung der Coalitionsverbote zu vergleichen.

Nicht nur passiv durch nachlässige Arbeit und Flucht führt der Bauer seinen Kampf, er wird stets aggressiver. Wir wollen nicht sprechen von den unaufhörlichen, zuweilen gut organisierten Aufständen der *Jacquerie*, der *Va-nu-pieds*, der *Croquants*, der *Lanturlus* etc., die fast gar kein Resultat hatten und in der Mehrzahl doch nur locale Ausbrüche waren, jedenfalls zeigen die jahrelangen mit der grössten Zähigkeit geführten Kämpfe die Zuspitzung des Classenkampfes, jedenfalls werden wir den Bauern nicht so leichthin die revolutionäre Energie absprechen, wie Kautsky es thut.

c) Aber der eigentlich erfolgreiche Kampf zwischen dem Feudalismus und dem aufstrebenden dritten Stand verbirgt sich hinter dem Kampf zwischen Königtum und Adel. Das Königtum für sich ist noch nichts, der König von Frankreich ist anfangs ein Feudalherr, wie alle übrigen, durch einige zweifelhafte Ehrenvorrechte über sie erhoben — *primus inter pares*. Die absolute Monarchie des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist die Errungenschaft des jahrhundertelangen Classenkampfes zwischen noblesse und roture, der König stützt sich dabei hauptsächlich auf den Bauernstand, dessen Befreiung er zwar nicht einleitet, wohl aber fördert; bedeutet doch jeder befreite Hörige einen möglichen Soldaten und einen Steuerzahler mehr.

Die Unterstützung des Königtums besteht in einer unendlichen Reihe von socialen Gesetzen, deren jedes einen Eingriff in die feudale Eigentumsordnung, jedes einen Baustein zur Aufrichtung der neuen bürgerlichen bedeutet.

Meist ist der Inhalt des Gesetzes an zahlreichen Orten schon factisch errungen, das Gesetz sanctioniert und festigt bloss das neue Verhältnis,

¹¹⁾ Vide Sugenheim: Aufhebung der Leibeigenschaft etc. St. Petersburg 1861; pag. 88 ff.

¹²⁾ Vide Doniol a. a. O. pag. 106.

verallgemeinert das local Erzwungene. Das Königtum ersetzt so etwa der damaligen Zeit den Mangel einer politischen Parteileitung: allein auf sich selbst angewiesen, ohne jede Macht und Ansehen, stützt es sich auf eine ausgesprochene Classenbewegung, verbindet die unzähligen localen und zersplitterten Bewegungen zur Einheit und formuliert in seinen Ordonnanzen aus der Praxis des Classenkampfes die „Theorie“ und das „Endziel“.

Die wirksamste Waffe, die das Königtum in diesem Kampfe schwingt, ist das römische Recht; der unablässigen Arbeit der Legisten gelingt es, durch Anwendung seiner Principien das feudale Rechtschaos zu zersetzen und die festen Grundlinien einer neuen Ordnung zu ziehen. Die „Theorie“ der Bewegung finden wir z. B. in der berühmten Ordonnanz von 1315, in der der König mit Berufung auf das Naturrecht die Bauernbefreiung zunächst auf königlichen Gütern proclamiert. Unzählige Ordonnanzen drücken in ihren Eingangsworten (*préambules*) dieselbe Tendenz des Bauernschutzes gegen den Feudalismus aus, besonders verweisen wir auf die Ordonnanz vom 25. September 1523¹³, die zunächst gegen die feudale Minderheit gerichtet ist und die Idee des „socialen Königtums“, wie sie die damalige Zeit verstand, aufs schärfste ausdrückt.

Bald vervollständigt sich die Bewegung des dritten Standes, auf den Ständeversammlungen wird in scharfen Worten das Alte angegriffen, das neue Recht proclamiert. Die Stände von 1614, die Notabeln von 1617 und 1626 fordern vollständige Abschaffung jeder persönlichen Unfreiheit, Abschaffung aller Feudalrechte ohne Daseinsgrund, Steuerreform, Handelsfreiheit, Justizreform, Zerstörung unnötiger Burgen und Schlösser etc.

Schon damals war ein grosser Teil dieser Forderungen fast verwirklicht, und man verlangte nur die Verallgemeinerung des local Erzwungenen durch Gesetz; bis zur Revolution wurde noch ein gutes Stück Weges zurückgelegt. Es ist für unsere Zwecke unnötig, zu schildern, wie später der Bourgeoisfeudalismus des XVII. und XVIII. Jahrhunderts die erste sociale Richtung des Königtums verdrängt, die Centralisation und der Steuercommiss vollbringt, was Pest, Krieg und Hungersnot nicht zu Wege brachten — das früher localisierte Elend über das ganze Land zu verbreiten. Trotz aller Hindernisse dauert die Bewegung fort, ein Feudalrecht nach dem andern wird erst beschränkt, dann vernichtet, immer lockerer werden die Bande, die die Person und das Eigentum noch umschlingen.

3. Die Wirkungsweise der erwähnten Triebkräfte ist durch die mannigfachsten localen und zeitlichen Umstände bedingt, vom XIII. bis zum XV. Jahrhundert ist die volle persönliche Freiheit im grössten Teil Frankreichs hergestellt,¹⁴ was Deutschland erst in neuerer Zeit erreichte, der fernere Fortschritt geht dahin, ein immer vollkommneres, immer unbeschränkteres Eigentum herzustellen. Dieser Verlauf der französischen Entwicklung hat bewirkt, dass die religiösen Kämpfe der Reformation (trotz ihres gewiss politischen Hintergrundes) nicht auf das

¹³ Abgedruckt im *Recueil des anciennes lois Françaises* par Mm. Isambert, Decrusy, Armet. Paris 1827. Tome XII; pag. 216 ff.

¹⁴ In manchen Gegenden schon viel früher, in der Bretagne giebt es seit dem IX. Jahrhundert keine serfs mehr, in der Normandie seit dem XII. Jahrhundert, in Bas-Languedoc seit dem XIII. Jahrhundert u. s. w.; vide d'Avenel: *Histoire économique de la propriété*, des salaires etc. Paris 1894. I. Bd.; pag. 171—172. Die am längsten zögernden Provinzen sind die mit dem schlechtesten Boden; da dort das persönliche Interesse nicht hingereicht hätte, die Bebauung zu sichern, war die Zwangsarbeit erforderlich; a. a. O., pag. 182.

sociale Gebiet übergriffen,¹⁵⁾ während sie in Deutschland die sociale Revolution entfesselten und die folgende Reaction den deutschen Bauernstand auf Jahrhunderte in eiserne Fesseln schlug, eine stetige Entwicklung verhindernd. Nicht nur heute ist die Barricade die letzte Hoffnung der Reaction.

Aber nirgends wird die Bewegung durch allgemeine Gesichtspuncte gelenkt, vielmehr überall durch unmittelbar erreichbare Ziele, in denen je ein Splitter des Principis sich realisiert; trotz zeitweiser Rückschläge geht die Entwicklung stetig auf der Linie des geringsten Widerstandes vorwärts.

Welches war nun der Stand vor der Revolution? Die persönliche Freiheit war gänzlich errungen, ebenso stand der grösste Teil des französischen Bodens im Eigentum seiner Bebauer. Die Art dieses Eigentums war freilich verschieden, wir finden z. B. unsere heutige Form sehr verbreitet. Der grösste Teil der Eigentümer zahlte jedoch Rente für ihr Gut, ausdrücklich muss aber bemerkt werden, dass dieser *bail à cens* „durchaus nicht, wie der Name es anzudeuten scheint, eine Verpachtung ist. Es ist ein thatsächlicher Verkauf gegen eine unveränderliche Rente, anstatt gegen einmalige Zahlung eines Preises“. Der Charakter dieses Besitzrechts als Eigentum der Bauern wird durch die ausdrücklichsten und absichtlich schärfsten Worte der Urkunden bestätigt.¹⁶⁾ Die alten Hoheitsrechte, die Grundgerichtsbarkeit, der Heerbann u. s. w. waren an allen Ecken und Enden durchlöchert, zum grossen Teil hatte die absolute Monarchie sie entweder vernichtet oder zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.¹⁷⁾ Die zahlreichen Dienste, die der Bauer noch zu leisten hatte, sind zu unterscheiden in solche feudalen Ursprungs und solche, die durch beide Teile im Wege des freien bürgerlichen Vertrages festgesetzt waren, z. B. gegen Abtretung eines Grundstückes. Erstere, die eigentlich feudalen Dienste, waren an den meisten Orten wohl sehr geringfügig, oft hatten sie nur mehr den Charakter eines Anerkennungszeichens,¹⁸⁾ die letzteren mochten drückender sein, doch hatten sie mit dem Feudalismus nichts zu thun, und die Nationalversammlung erkannte dies dadurch an, dass sie als unbedingt abzulösen erklärt wurden. Die Hauptursache — nach den Aussagen der unbedenklichsten Zeugen¹⁹⁾ fast die einzige Ursache — der Revolution war die furchtbare Steuernot, wie sie besonders durch das feudale Princip der Steuerfreiheit der Adeligen und durch die ungerechte Verteilung der Last erzeugt wurde. Aber manche Provinzen (die *pays d'Etats*) waren selbst von dieser Not befreit, da sie die Steuern selbst umlegten, ihre gute Lage zeigt uns Boisguillebert wiederholt im günstigsten Licht.

Ohne jene grossen Traditionen herunterzusetzen, die sich für uns an die Revolution knüpfen, dürfen wir wohl sagen, dass in socialer Beziehung, was die Abschaffung des Feudalsystemes anbelangt, die zwei Jahrhunderte dauernde Revolution von 1300—1500 von weitaus grösserer Tragweite war, ein weit

¹⁵⁾ Vide Hanotaux: *Tableau de la France en 1614*. Paris 1898, pag. 350.

¹⁶⁾ Vide d'Avenel a. a. O. pag. 197.

¹⁷⁾ Manche erregten trotz ihrer ökonomischen Geringfügigkeit der vielfachen Vexationen wegen den grössten Hass, z. B. das Taubenschlagsrecht (übrigens schon lange seit Colbert eingeschränkt und nur neuerdings wieder restauriert).

¹⁸⁾ Vide besonders d'Avenel a. a. O. passim, dass beide Arten doch nicht unterschieden wurden, thut nichts zur Sache.

¹⁹⁾ Vide besonders die Schriften von Boisguillebert, ferner Vauban: *La dîme royale* (Coll. de princ. écon. 1843), auch Horn: *L'économie politique avant les physiocrates*. Paris 1867; pag. 224 ff. Zu all diesen Dingen vgl. Taine.

grösseres Stück Arbeit vollbrachte, als jene.²⁰⁾ Warum aber ging sie nicht so weit, wie die des XVIII. Jahrhunderts?

War nicht das „Endziel“ im Edict von 1315 schon lange formuliert? Concentrierte sich nicht das Wünschen und Sehnen des ganzen ländlichen Frankreichs auf dieses Ziel? War nicht die Macht und die Leitung vorhanden, um die Umwälzung auf einen Schlag zu vollbringen? Doch, alle diese Vorbedingungen waren gegeben, trotzdem geschah der Fortschritt in der geschuldeten Weise, nur Schritt um Schritt, da die besprochenen Triebkräfte selbst nicht sofort mit ihrer ganzen Macht wirkten.

I. Auf Seiten der Bodenbesitzer wird das Bedürfnis nach intensiver Arbeit nie sofort in seiner ganzen Entwicklungsmöglichkeit empfunden, da ja z. B. die ganz freie Arbeit erfordernden besonders intensiven Culturen damals teils durch die geringe Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik, teils aus wirtschaftlichen Gründen (geringe Bevölkerungsdichte, schlechte Verkehrswege, niedriger Preis) ausgeschlossen waren. Auch heute schliesst geringe Entwicklung der Technik die Vergesellschaftung mancher Kleingewerbe aus, andererseits wird es vorläufig gar nicht notwendig sein, alle Productivkräfte sofort in der höchsten erreichbaren Weise auszunutzen.²¹⁾

II. Auf Seiten der Arbeit wird das Bedürfnis nach Freiheit und Eigentum ebenfalls nicht sofort in ganzer Stärke empfunden, denn die vollständige Verwirklichung wäre überhaupt auf einen Schlag nicht möglich gewesen, teils aus psychologischen Gründen (Fehlen der notwendigen geistigen und moralischen Vorbedingungen beim Hörigen), teils infolge der fehlenden äusseren Daseinsbedingungen, die zu producieren dem Staat obliegt, vor allem der fehlenden Rechtssicherheit. So lange sie den Schutz der Feudalherren noch nicht entbehren können, eigenes Gut, auf die eigene schwache Kraft angewiesen, der öffentlichen Unsicherheit nicht aussetzen wollen, weisen Leibeigene und Hörige sehr oft die ihnen angebotene Erleichterung in Bezug auf Person und Besitz zurück, ja, es kommt nicht selten vor, dass schon Befreite in Kriegszeiten und

²⁰⁾ Dass sie gewaltsamer war, kann daran nichts ändern, diese Seite ist mehr dem Eingreifen des feudalen Auslandes, geschuldet als dem Widerstand der heimischen Feudalität.

Manche Schriftsteller setzen jene erste grosse Revolution noch früher an, so vom XII. bis XIV. Jahrhundert; vide Daresté de la Chavanne: Histoire des classes agricoles en France. 2. éd. 1858, pag. 134.

²¹⁾ Schon der ganz unübersehbaren, organisatorischen Anforderungen und der Kosten eines solchen Unternehmens wegen. Nehmen wir an, es sei wirklich der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft dem Grossbetrieb absolut überlegen, was in Wirklichkeit nicht stattfindet, und wir hätten alle Gewalt, die notwendigen Aenderungen herbeizuführen, um das vollkommenste Wirtschaftssystem in einheitlichen Staatsgrossbetrieben zu realisieren. Es gilt nun, vollständig neue Wirtschaftspläne für etliche 100 000 Grossgüter zu entwerfen, ein Heer von Beamten aufzubringen, die nota bene mit den örtlichen Verhältnissen ihres Wirkungskreises durch und durch vertraut sein müssen, Millionen Wirtschaftsgebäude niederzureissen und etliche hunderttausend aufzubauen, Millionen Joch Acker, die sich ihrer Qualität oder Lage nach und in Bauernwirtschaften erfolgreich betreiben lassen, in Wald zu verwandeln, das ganze Wegesystem des Landes umzulegen, Milliarden für neue Maschinen etc. zu investieren u. s. w., um schliesslich um ein paar Hektoliter per Joch mehr zu ernten, denn um grosse Differenzen handelt es sich keinesfalls. Selbst Kautsky giebt zu, dass diese angebliche Ueberlegenheit kleiner sei, „als in den entscheidenden Zweigen der Industrie“. (Agrarfrage; pag. 130.) Vide darüber meinen Aufsatz in den Deutschen Worten, 1899, October-Heft.

bei überhandnehmender Unsicherheit es vorziehen, in den alten Stand der Unfreiheit freiwillig sich zurück zu begeben.²²⁾

Auch heute ist die Fähigkeit zum gesellschaftlichen Arbeiten und zur ökonomischen Selbstverwaltung noch nicht genügend ausgebildet, ja vielfach fehlt jeder Wunsch danach.²³⁾ Auch der Staatsorganismus ist heute noch lange nicht im stande, seine im geforderten Fall notwendige Aufgabe der Organisation, der Arbeitsgarantie u. s. w. bis in die letzten Consequenzen zu erfüllen. *Natura non facit saltus.*

Dreierlei Art ist dieser langsame Fortschritt auf der Linie des geringsten Widerstandes, wir unterscheiden: 1. den ökonomischen Fortschritt der Production. 2. den socialen Fortschritt, die fortwährende „Verbürgerlichung“ des feudalen Eigentums, sowohl nach Ausdehnung als nach Inhalt, er erfolgt gleichzeitig dem mit ökonomischen, es findet keine „Sprengung“, sondern eine allmähliche „Lockerung“ der feudalen Banden statt. 3. den moralischen Fortschritt, ein sehr wichtiger, bei uns oft übersehener Factor. (Vide dagegen die Schriften der französischen und englischen Socialisten!).

Jede neue gesellschaftliche Organisation bedarf einer vollständigen Umgestaltung der gesellschaftlichen Psychologie, die durch den Einfluss der im Schosse der alten Gesellschaft keimenden und wachsenden Productionsweise allein nicht bewirkt werden kann, wie unsere deutschen Theoretiker glauben. Sie begehen dabei den grossen Fehler, die technisch-wirtschaftliche Erziehung des modernen Arbeiters durch das Maschinenwesen mit der notwendigen socialen zu verwechseln. Die Fabrik bildet den ganzen Menschen um. Nicht nur das Muskel- und Nervensystem des heutigen Arbeiters passen sich an, nicht nur das Bewusstsein, ein Teil der ganzen Maschinerie zu sein, die Einsicht in die in der ganzen Anlage verkörperten Ideen der Technik unterscheiden ihn von dem vorcapitalistischen Producenten, auch seine Bedürfnisse und Anschauungen haben sich gänzlich geändert. Nichts ist dafür so bezeichnend, als der Wechsel in den Anschauungen der englischen Oekonomen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts über diesen Gegenstand.²⁴⁾ Damit hat der Arbeiter aber noch nicht jene socialen Eigenschaften erworben, die in dem vorhin citierten Aufsatz: Socialreform oder Revolution? aufgezählt werden, und die sich zum Teil auf seine Eigenschaft als Producent, zum Teil auf seine Fähigkeit zum Bürger einer wirtschaftlichen Demokratie beziehen. Wird er ebenso gute Arbeit liefern, wenn seine Existenz eine jedenfalls

²²⁾ Vide z. B. Doniol, a. a. O. pag. 395. Noch unter Mazarin wandern infolge der zunehmenden Rechtsunsicherheit viele tausende Lothringer, die seit Jahrhunderten bereits völlig frei waren, nach Franche-Comté in die Unfreiheit zurück. — Marx bemerkt gelegentlich gegen Comte, die Verteidigung der Capitalisten als „Hauptleute der Industrie“ rechtfertige auch den Feudalismus. Unter den erwähnten Umständen gewiss. Wie das ökonomische System des Feudalismus damals sowohl durch die äusseren Bedingungen, die mangelnde Sicherheit der Production, als auch durch die psychologischen Grundlagen, die noch wenig entwickelte Verantwortlichkeit und Fähigkeit zum freien Eigentum, gerechtfertigt wurde, so findet auch heute noch der Capitalismus vielfach genügende Gründe, um sich als notwendig zu erweisen. Vergl. den Aufsatz: Socialreform oder Revolution? Socialistische Monatshefte, 1899, pag. 376 ff.

²³⁾ Vide bez. der englischen Arbeiter Bernstein a. a. O.

²⁴⁾ Vide Brentano: Ueber das Verhältniss von Arbeitslohn etc. 2. Aufl., 1894, und Schultze-Gaevernitz: Der Grossbetrieb etc. 1892; pag. 1–24. Der vorcapitalistische Arbeiter arbeitet nur soviel, dass er seine althergebrachten Bedürfnisse befriedigen kann, erst der moderne Arbeiter strebt nach stetiger Differenzierung und Erweiterung seiner Lebensgenüsse und leistet dementsprechend mehr und bessere Arbeit.

gesicherte ist? Wird er die Productionsleiter derart zu controlieren imstande sein, dass der Capitalist, den sein Profitinteresse zur sorgfältigen Beobachtung, Weckung und Befriedigung neuer Bedürfnisse, zur steten Aneignung jedes Fortschritts der Production antreibt, ohne diesen zu beeinträchtigen, ersetzt werden kann? Wird er auf die abweichenden Bedürfnisse der Minderheit Rücksicht nehmen? Und so weiter. Noch viel schärfer tritt die Notwendigkeit einer besonderen „Erziehung zum Socialismus“ hervor in der Landwirtschaft, wo selbst technisch-wirtschaftliche Anpassung nicht statthat, indem hier an Stelle einer Betriebsconcentration die entschiedenste Tendenz zur Zersplitterung sich zeigt (wobei noch immer der technisch schlechtere Betrieb den besseren verdrängen mag!)

Jahrhunderte dauerte es, bis die bürgerliche Psychologie an Stelle der feudalen getreten war, das Motiv der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit und des Eigennutzes an Stelle des Zwanges, die staatsbürgerliche Teilnahmefähigkeit am öffentlichen Leben an Stelle der feudalen Zersplitterung, die revolutionäre Energie, die beim ersten Hahnenschrei der Freiheit das feudale Europa in den Grundfesten erschütterte, an Stelle der dumpfen Ergebenheit des Leibeigenen. Wird die gesellschaftliche Solidarität und Disciplin in einem Sprung ihren Höhepunkt erreichen, den ein fertig ins Leben tretender, vollständig durchgebildeter socialistischer Betrieb erfordert?

Die weitaus wichtigste Analogie, die wir zwischen der damaligen und heutigen Entwicklung ziehen dürfen, ist jene bezüglich der Form, in der das treibende Motiv des Eigeninteresses sich zeigt. Dieses wirkt a) als Gesamtkraft, Resultante aller einzelnen Kräfte, dies ist das Classeninteresse, wie es in der einheitlichen politischen Bewegung sich äussert, b) als Summe aller Einzeltriebkkräfte, wobei etwaige sich kreuzende Tendenzen erst nach ihrer Verwirklichung sich corrigieren. Es wirkt hier das Selbstinteresse nicht mittelbar durch die Interessensolidarität aller Classengenossen, sondern unmittelbar und demnach stärker. (Gewerkschaften, Genossenschaften etc.!)

In der revolutionären Bewegung des französischen Bauernstandes wirken beide Kräfte. Es wäre verfehlt, selbst für jene Zeit ohne modern-politisches Leben, das einheitlich empfundene Classeninteresse zu leugnen, es verhüllt sich meist nur in einer anderen Form; solange das Königtum auf Seite des Bauernstandes steht, ihm gewissermassen durch den Apparat seiner Beamten, Richter u. s. w. die selbständige Organisation ersetzt, erscheint es als Königstreue der Bauern, als Schwärmerei für den „guten König“ (Louis XII.), für den „Vater des Volkes“ (Henri IV.), welcher letzterer sie übrigens nicht so sehr verdiente, als gewöhnlich angenommen wird. Aber auch unverhüllt zeigt das Classengefühl sich wohl nirgends greller, als in dem Lied:

Wir sind Menschen, wie Sie (sc. die Adeligen),

Dieselben Glieder haben wir,

Ein ebenso grosses Herz, wie Sie,

Und ebenso empfinden wir den Schmerz —.

Noch bitterer als diese „Bauernmarseillaise des Mittelalters“ klingt ein Lied, das uns Monstrelet überliefert hat, das aber zu lang ist, um hier Platz zu finden.²⁵⁾ Mit Wehrufen beginnt es, mit Zornworten endet es gegen die „Prälaten,

²⁵⁾ Vide Bonnemère: Histoire des payans. I. Band. 1856. pag. 299 und 356. Vide auch das Lied: Le pauvre laboureur etc. bei Anatole France: La vie littéraire. 1898. III. Bd., pag. 115.

Prinzen und trefflichen Ritter, die Bourgeois, Kaufleute und Advocaten, Handwerker, Soldaten und alle drei Stände“, die alle auf Kosten der armen Ackersleute leben. Keine Treue ist bei ihnen, Wucher, Meineid wird ihnen vorgeworfen, aber der gerechte Gott wird Rache üben, und sie werden dann Wehe! rufen.

Aber trotz all' dieser gewiss vorhandenen „revolutionären Energie“ wiegt der Fortschritt auf dem zweiten Weg der individuellen Errungenschaften weit vor. Schrittweise und langsam lockern sich die Feudalbanden, kein Krieg, keine Pest, keine Hungersnot kann den Bauer in seiner Minierarbeit aufhalten, keine Verheerung der Früchte seines Fleisses ihn von erneuter Arbeit abschrecken. Die vielen hunderte Feudalrechte verschwinden teils allmählich, teils wandeln sie sich um, teils werden sie nach und nach derart beschränkt, dass sie keine Bedeutung für die Wirtschaft mehr besitzen. Und die französische Revolution drückt das Siegel auf die ökonomische Magna Charta, die der französische Bauer durch Jahrhunderte mit seinem Blut und Schweiß geschrieben hat.²⁶⁾

Genossin Luxemburg passiert freilich das Malheur, die Wirklichkeit für Utopie zu halten. Den Hinweis, den ihr das Communistische Manifest auf die wahre Entwicklung gab, und den sie sogar noch mit einigen selbstgebauten richtigen Erläuterungen versieht, missachtet sie soweit,²⁷⁾ dass sie jene „Reformen“ nach berühmten Mustern als blosse „Vorbereitungen“ für die „Revolution“ ansieht, die schliesslich notwendig gewesen sei „zur Aufhebung der Leibeigenschaft, wie zur Abschaffung des Feudalismus“! Jetzt wissen wir endlich, dass der französische Feudalismus am 4. August 1789 „abgeschafft“ wurde!

Wir sind nun gewiss nicht der Meinung, dass man nach dem Muster der früheren Geschichtsbetrachtung aus der Entwicklung früherer Epochen gleich Recepte für unsere eigenen Schmerzen ableiten könne, aber gewiss würde unsere naturwissenschaftliche und auch medicinische Einsicht ganz ungeheuer gefördert werden, wenn wir das Leben selbst nur eines einzigen tierischen Organismus in allen seinen verborgensten Regungen belauschen könnten. Wenn auch kein höherer Organismus einem zweiten gleicht, können wir doch schon aus dem Wachsen des einen wichtige Schlüsse auf die allgemeinen Gesetze und ihre speciellen Forderungen in anderen Organismen ziehen, besonders wenn beide nur verschiedene Entwicklungsstufen desselben Wesens sind.

Genossin Luxemburg aber hält überhaupt eine Analogie zwischen damals und heute für unzulässig. Denn „alle Grundverhältnisse der capitalistischen Classenherrschaft lassen sich durch gesetzliche Reformen auf bürgerlicher Basis deshalb nicht umgestalten, weil sie weder durch bürgerliche Gesetze herbeigeführt, noch die Gestalt von solchen Gesetzen erhalten haben.“ Der ganze überraschende Schluss ist ein Sophisma. Als ob es sich um die Umwandlung von Gesetzen, und nicht um die der Rechtsordnung handelte! Freilich kann dies nur durch gesetzliche Aenderungen geschehen, aber nicht jedes Recht muss gesetzlich festgelegt sein, um geändert werden zu können. Gar viele Rechte

²⁶⁾ Vergl. auch Friedrich Otto Hertz: Die agrarischen Fragen im Verhältnis zum Socialismus. Wien 1899; pag. 101ff. — Dort auch nähere Analogieen zur gegenwärtigen Transformation der Landwirtschaft.

²⁷⁾ Natürlich! Auf das Mittelalter oder selbst die Neuzeit darf man sich nicht berufen, wenn es gegen den „revolutionären“ Instinct der Genossin Rosa Luxemburg geht, aber eine fabelhafte Urzeit, Hottentotten und Papuas müssen zur „Begründung“ des Socialismus herhalten!

werden erst sichtbar, wenn sie aufgehoben werden. Ich habe wohl das Recht, spazieren zu gehen, wie es mir beliebt, aber erst dann kommt es zum Vorschein, wenn die fürsorgliche Staatsgewalt es mir auf längere oder kürzere Zeit entzieht und mir einen sicheren Aufenthalt zuweist. Wie mit den subjectiven Rechten, so mit der Rechtsordnung, und Genossin Luxemburg möge sich nur von einem Fabrikanten belehren lassen, ob er den gesetzlichen Achtstundentag als eine Beschränkung seiner „wohlerworbenen Rechte“ empfinden würde.

Es ist wohl nicht nötig, die Analogie bis in die Einzelheiten fortzuführen. Wir können uns denken, dass die Gesellschaft zuerst die am leichtesten zu erfüllenden Functionen, also zunächst die natürlichen und künstlichen Monopole, die Bergwerke, grossen Communicationsmittel etc. übernimmt, später auch die grossen Kraftquellen, mit denen sie schon den wesentlichsten Einfluss auf alle übrigen Gebiete gewinnt. Wer Kohle und Eisen in seiner Hand vereinigt, der beherrscht die ganze Production. Andererseits möge die private Initiative in den Genossenschaften und Gewerkschaften die gewerbliche Demokratie erringen und gleichzeitig der neuen Gesellschaft die neuen Menschen bilden. Dann wird wieder die gesellschaftliche Thätigkeit um neue Gebiete bereichert werden. Man wird Industrien, für deren Vergesellschaftung das sanitäre Interesse der Arbeiter oder Producenten spricht, und allmählich den grössten Teil der Production für den inneren Consum einbeziehen.

Selbst gegen die Expropriation gewisser Kategorien von Eigentümern werden wir unter gegebenen Verhältnissen wenig einzuwenden haben. Und die hundsmiserable preussische und sächsische Bourgeoisie, die heute in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen findet, diese angenehme Gesellschaft lässt freilich diesem Gedanken der gewaltsamen Socialisierung nahe treten. Aber es kommt ja hierbei gar nicht darauf an, unseren Gegnern einen Nachteil oder Gefallen anzuthun, sondern die für uns vorteilhafteste Form der gesellschaftlichen Transformation zu ermitteln. Und da sprechen in vielen Fällen psychologische Gründe für die „Aushöhlungslehre“. Der glänzende Schlagler Liebknechts, die „Herrschaftsfähigkeit des Proletariats“ aus der Fäulnis der verschiedenen Gattungen von jetzt herrschenden „Harmlosen“ zu folgern, verquickt politische Capacität mit der Möglichkeit der Ersetzung der Privatinitiative durch die Collectivverantwortlichkeit. Was aber den Witz der Genossin Luxemburg betrifft, die „Aushöhlungslehre“ lasse auch schon jede Maulkorbverordnung der Polizei als Socialismus erscheinen, so vergassen die Genossen, die diesem Witz Beifall spendeten, dass die „Aushöhlung“ sich doch nur auf die Production beziehen kann, wozu das Halten von Hunden und dergleichen kaum gehört.

Höchst wahrscheinlich werden die verschiedensten Formen der Socialisierung zur Anwendung kommen: neben der „Aushöhlung“ die Ablösung, die Expropriation, Einziehung gewisser Erbschaften, Verkaufsrechte, Monopolisierung der neuen Erfindungen, die bloss factische Ausdehnung der Staatswirtschaft bei gleichzeitig bestehender bleibender freier Concurrenz u. s. w. Und diese Mannigfaltigkeit der Wege wird der Mannigfaltigkeit des Ziels entsprechen.

Aber jeder Fortschritt, deren wir uns noch viele denken können, wird mit Vorbedacht geschehen, und jede Vergesellschaftung wird unsere Erfahrungen bezüglich der Möglichkeit und der besten Formen genossenschaftlicher Arbeit vermehren. Immerhin dürfte besonders auf dem Gebiet der Landwirtschaft, der Exportindustrien, der Kunstgewerbe der individuellen Verantwortlichkeit ein

breiterer Raum gewährt werden, wie es die speciellen Verhältnisse der betreffenden Gebiete erfordern.

So stellt auch die Gesellschaft der Zukunft sich uns dar, nicht als eine, nur eine einzige Form der Arbeit und Verteilung kennende Caserne, wie beschränkte Köpfe und Herzen es fürchten, sondern als ein kunstvolles Gebäude, das den mannigfaltigsten Arten der gemeinschaftlichen und einzelnen Arbeit Raum gewährt, stets aber nach dem grossen Plan organisiert, der uns Menschen besser ansteht, als der einförmige Bienenstaat: „jeden nach seinen Kräften und Fähigkeiten in den Dienst der Gesamtheit zu stellen und die Früchte der Gemeinschaft den einzelnen Gliedern in jenem Masse zuzuteilen, wie es dem Interesse der Production und dem Rechtsgefühl der Gesamtheit am besten entspricht.“

Ueber die capitalistische Concentration.

Von

George Sorel.

(Boulogne s. S.)

I.

Es ist viel über die capitalistische Concentration geschrieben worden, aber meistens, ohne dass man das Problem, mit dem man sich beschäftigte, genau fixiert hat. Man kann unter capitalistischer Concentration dreierlei verstehen. Es kann sich 1. um die Concentration der materiellen Productions- und Arbeitsmittel handeln, zu dem Zweck, einen hohen Ertrag herauszuschlagen: so sind an Stelle der kleinen Hüttenwerke riesige Hochöfen getreten, an Stelle der früheren Webereien grosse Fabriken; es kann 2. die Concentration rein administrativer Art sein: mehrere Hüttenwerke verbinden sich mit einander, um nur eine Geschäftsführung zu haben, um der Concurrenz entgegenzutreten und um den kaufmännischen Betrieb zu vereinfachen; man kann 3. die Vermögens-Concentration im Auge haben: die Einkünfte der Reichen vermehren sich, und ein Teil der Bevölkerung sinkt ins Proletariat hinab. Zwischen diesen drei Arten der Concentration giebt es zahlreiche Verknüpfungen, die aber sehr schnell wechseln, je nach Ort und Zeit.

Je nach der Art ihrer Polemik bedienen sich die socialistischen Schriftsteller dieser drei Gesichtspunkte; ihre Unsicherheit darin ist deswegen so gross, weil Marx diese Probleme nicht erschöpfend genug behandelt hat. Marx war ebensowohl revolutionärer Agitator, wie Gelehrter, er musste oft die Interessen der Wissenschaft dem Zwange der Propaganda opfern. Mein Freund, Prof. Andler, einer der über diesen Gegenstand am meisten informierten Männer Europas, sagte mir eines Tages: Der Marxismus hat eben im Jahre 1847 eine feste Richtung eingeschlagen. Dies ist in der That bis zu einem gewissen Grade richtig, denn das Communistische Manifest hat auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Gedanken Marx' einen harten Druck ausgeübt. Ich habe öfters auf den eigentümlichen Charakter des vorletzten Capitels in dem ersten Bande des Capital hingewiesen.¹⁾ Dieses Capitel hat in dem Marxismus eine ähnliche Rolle gespielt wie das Vorwort zu dem 4. Evangelium im Christentum. In diesem Capitel sind in einer bestimmten Form die beiden Dogmen von der ungeheuren Concentration und Proletarisierung enthalten, hier findet sich auch die ausdrückliche Voraussage des endlichen Zusammenbruchs.

¹⁾ Rivista Critica del Socialismo, 1899, Fasc. 1, pag. 13.

Ich habe selbst hier²⁾ darauf hingewiesen, dass sich in diesem Capitel ein ganz eigentümliches Beispiel der Hegelschen Logik findet, das dazu dient, die Entwicklung der Geschichte durch die Negation und die Negation der Negation ins rechte Licht zu setzen. Man kann unschwer herausfinden, dass sich zwischen diesem Capitel und dem Communistischen Manifest von 1847 viele Analogieen vorfinden; z. B. der Ausdruck von der Fessel, die gesprengt werden muss, da sie die Gesellschaft daran hindert, die Productionsmittel zu verwenden. Es ist, glaube ich, nicht uninteressant, hier an die Anschauungsweise des Mannes zu erinnern, den man den Vater des französischen Collectivismus genannt hat. Pecqueur hat bereits im Jahre 1838 auseinandergesetzt, dass die neue Industrie, unterstützt durch die Dampfmaschine, zu der Concentration führe; er nahm an, dass die materielle Concentration theils zu einer Anhäufung der Reichtümer in den Händen weniger Mitglieder einer Oligarchie, theils zu einer demokratischen Verteilung zwischen den sehr zahlreichen Inhabern kleiner Actien führen müsse. Er suchte nachzuweisen, dass die in England gemachten Erfahrungen eine Ausnahme bilden.³⁾ Das Beispiel Englands, schrieb er, ist eine wichtige Lehre für die Völker und für die Regierenden; denn der Pauperismus ist viel zu sehr das Resultat gewisser localpolitischer Zustände, durch den Feudalismus geschaffener Einrichtungen und vielleicht auch der zu sehr ausgesprochenen egoistischen Indifferenz des englischen Charakters, als dass man ihn der Vereinigung und Einrichtung der Grossbetriebe zuschreiben könnte. Etwas weiter sagt er: Die Thatsache des englischen Pauperismus beweist nur etwas, dass nämlich der Aufschwung der Production und des Wohlstandes nur dann heilsam ist, wenn er von einer höheren und liberalen Politik geleitet wird. . . Wir sind der Ansicht, dass diese Lehre den Völkern, die den legitimen und fruchtbaren Weg der Arbeit und des Wohlstandes gehen wollen, in genügender Weise gegeben worden ist: auch glauben wir, dass, wenn die Regierungen und die einflussreichen Personen sich nicht thätig, eifrig und geschickt zeigen werden, die Habsucht und das egoistische Interesse ein Missverhältniss von widerrechtlichen Hilfsquellen schaffen wird, und der künftigen Generation die Wohlthat des Friedens, der Freiheit und des Lichts nur mittels der Entbehrung und des Pauperismus der folgenden Generationen und vielleicht erst nach ernstesten socialen Krisen hinterlassen werden wird.

So dachte sich Pecqueur die sociale Entwicklung. Marx hat dessen Doctrin geändert, indem er behauptete, dass der Pauperismus der jetzigen Generation nicht zu vermeiden sei, und dass eine nahe Katastrophe zu erwarten sei, die zum Communismus führen müsse. Marx hat diese Hypothesen aufgestellt, indem er im Gegensatz zu Pecqueur annahm, dass die in England beobachteten Erscheinungen durchaus nicht exceptionell seien, sondern dem innersten Weser des Capitalismus entsprächen.

II.

Die capitalistische Concentration ist oft auf eine zu einfache Art erklärt worden: es wurde behauptet, dass die grossen Geschäfte verhältnissmässig weniger Kosten hätten, dass sie daher billiger einkaufen oder grössere Profite abwerfen könnten. Aber in welchen Fällen kann man so den proportionellen Reinertrag durch das Anwachsen der Geschäftsziffern vermehren? Das ist die ganze Frage; diese Frage haben die Marxisten meistens nicht studiert, obgleich Marx unzählige Male die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der industriellen Technik gelenkt hat.

²⁾ Socialistische Monatshefte, 1897, pag. 545.

³⁾ Pecqueur: Des intérêts du commerce, de l'industrie et de l'agriculture et de la civilisation en général sous l'influence des applications de la vapeur. 2. édition; tome I., pag. 421. Ueber Pecqueur siehe u. a. Hermann Thurow: Collectivistische Pfadfinder Socialistische Monatshefte, 1898, pag. 37 ff.

Es ist sehr zweifelhaft, ob die Gesamtkosten sich proportional noch vermindern, wenn die Geschäfte eine gewisse Grösse bereits erreicht haben; die grossen Häuser verdienen sehr wenig beim Verkauf, weil sie ungeheure Spesen haben. Das geht auch zum Beispiel aus den sehr interessanten Daten hervor, die in dem Briefe von d'Avenel über den Mechanismus des modernen Lebens enthalten sind; der Verfasser teilt uns mit, dass das grosse Colonialwarengeschäft Potin nur 4 % verdiene, obgleich es einen grossen Teil der Waren selbst herstellt. Die Pariser Genossenschaften, die sich in viel ungünstigeren Verhältnissen befinden, geben fast den doppelten Ueberschuss an ihre Teilnehmer ab. Es ist auch bekannt, dass der Betrieb der kleinen lokalen Eisenbahnlinsen den grösseren Gesellschaften viel teurer zu stehen kommt, als den kleinen Unternehmern. Man könnte die Beispiele sehr vermehren. Es kann eben nichts ins Unendliche hineinwachsen oder abnehmen; alles hat seine Grenzen, oder zum mindesten nimmt schliesslich etwas, was anfangs sehr schnell zunahm, am Ende immer langsam zu.

Die grossen Unternehmungen weisen indessen Vorteile auf, die in den meisten Fällen die eben geschilderten ungünstigen Seiten überwiegen. Zunächst haben sie den Vorzug, dass sie ihr Personal besser einreihen und verwerten können; ein kleines Geschäft muss oft jungen tüchtigen Angestellten jedes Avancement abschlagen, was dann zur Folge hat, dass diese fortgehen, um eine vorteilhaftere Stellung bei einem Concurrenten anzunehmen; ein grösseres Geschäft hat fast immer Stellen für jedermann zu vergeben und kann die tüchtigen Menschen, die sie zur Verfügung hat, gut unterbringen. Ferner können sich die socialen Einrichtungen (Hilfsvereine, Cassen, Fortbildungsschulen) nur da entwickeln, wo eine grosse Anzahl von Angestellten vorhanden ist. Endlich wird sich ein kleiner Unternehmer nur schwer entschliessen können, einen Teil seiner Waren zurückzusetzen, während ein grösseres Unternehmen das abgenutzte Material allmählich umändern und es für untergeordnete Stellen verwenden kann. So können die Eisenbahngesellschaften ihr altes rollendes Material auf wenig befahrenen Strecken benutzen. In den grossen Werkstätten kann man oft, wenn ein Artikel nicht geht, ohne zu grosse Unbequemlichkeit einen andern Artikel einführen; so ist es möglich, die Production besser zu regeln. Das Unternehmen wird auch erleichtert, weil Reparatur-Werkstätten, die von geschickten Leuten geleitet werden, eingerichtet werden können. Ferner ist es einem grossen Hause, das über bedeutende Geldmittel verfügt und die Ratschläge gut bezahlter Geschäftsführer zur Seite hat, möglich, mit den Fortschritten der Technik, mitzugehen, die neuen Systeme zu probieren und die Erfindungen zu vervollkommen. Wie oft wird eine neue Erfindung erst durch diese Experimente praktisch und fruchtbringend?

Aber fast all diese Institutionen haben auch ihre Kehrseite. Das Personal wird, besonders in den höheren Stellen, leicht überflüssig, man hat dann einen kostspieligen Generalstab von Angestellten, die, weil sie sehr tüchtig sind und weil man sie vielleicht einmal gebrauchen könnte, behalten werden; aber sie leisten keinen Dienst. Für sociale Einrichtungen muss man viel Geld ausgeben, weil man dadurch die socialistische Propaganda zu hindern hofft, die natürlich um so grössere Verbreitung finden kann, je stärker die Zahl der Angestellten ist. Die Aenderung des Materials kostet sehr viel, wenn sie nicht anschlügt u. s. f. In der That giebt es keine Beweisgründe, die im allgemeinen und stets zu Gunsten der Grossindustrie entscheiden können, man muss sie einzeln prüfen. Besonders muss man sich Rechenschaft ablegen über das technische Element, das von den Oekonomen zu sehr vernachlässigt wird.

Das Geheimnis der modernen Industrie besteht darin, nichts verloren gehen zu lassen, es werden fast alle Vorteile an kleinen Ersparnissen erzielt, die auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen. Daher stammt die Ueberlegenheit der grossen Etablissements, die

alles das verwerten, was man Nebenproducte nennt, die sie im Laufe ihrer eigenen Production gebrauchen oder die sie wieder verkaufen können. Es muss schon im Grossen gearbeitet werden, damit genügend Ueberreste vorhanden sind, die ordentlich behandelt werden können, so können z. B. die kleinen Gasfabriken, die von grossen Centren entfernt sind, ihre Theerüberreste gar nicht verwenden. Die Verluste an Wärme sind nicht weniger bedeutend, wie die Verluste an Material; daraus entspringt der Vorzug der Apparate von grosser Ausdehnung (die eine verhältnissmässig kleine abkühlende Oberfläche haben) und des raschen Betriebes (Reduction der Abkühlungszeit). Die chemische Industrie verfolgt eifrig die Ersparnis des Brennmaterials und erreicht diesen Zweck mit Hilfe der intensiven Production.

Vor 60 Jahren beobachtete schon Dr. Ure die enormen Fortschritte in Bezug auf die Leichtigkeit und die Umdrehungsgeschwindigkeit der Maschinen; die Fortschritte nahmen zu in dem Masse, dass die Metallindustrie im Stande gewesen ist, sehr billig solide und passende Stücke präcis zu liefern. Heute hat man Apparate, die wenig Platz einnehmen, sparsam sind und dank ihrer ausserordentlichen Leichtigkeit ohne grosse Reibung arbeiten. So hat man Maschinen mit grosser täglicher Productionsfähigkeit. Diese Betriebsverbesserung hat man lange Zeit für unmöglich gehalten, da die Arbeiter es nicht verstanden, mit so schnellen Werkzeugen umzugehen. Aber durch die allmähliche Gewöhnung sind sie schliesslich dahin gelangt, den Fortschritten, die sie bis jetzt geblendet hatten, zu folgen; die Ueberlegenheit der Engländer rührt zum grossen Theile daher, dass sie zuerst damit begonnen haben, in grossem Massstabe zu arbeiten.

Dies sind, glaube ich, die wichtigsten technischen Gründe, die das Uebergewicht der Grossindustrie erklären; sie sind sehr verbreitet, und man begreift es, dass sie oft einen so entscheidenden Einfluss ausüben können.⁴⁾ Man merkt aber sofort, dass sie nicht auf die Landwirtschaft anzuwenden sind. Es wird gesagt, dass in America viele landwirtschaftliche Maschinen gebraucht werden, dass ungeheure Flächen beackert werden und zu niedrigen Preisen producirt wird; aber sind die Verhältnisse dieselben wie in Europa, und kann uns diese Agricultur zum Muster dienen? In America handelt es sich für einige zurückgebliebene Pioniere darum, schnell Vorteil zu ziehen aus Landstrichen, die von den Bevölkerungscentren entfernt liegen, die noch ihre ursprüngliche Fruchtbarkeit und noch keinen hohen Verkaufswert erlangt haben. Die Anwendung von Maschinen dient in diesem Lande einer ausgedehnten und etwas barbarischen Agricultur als Mitarbeiter, während sie in der Industrie einer intensiven und wissenschaftlichen Fabrikation dient. Wir haben bei uns keine ausgedehnten Culturen mehr; in Europa scheint der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft der einzige zu sein, der im Stande ist, diese Melioration vorwärts zu bringen, ohne welche keine Arbeit in den vorgeschrittenen Ländern möglich ist.

III.

Ich habe an anderer Stelle auf zwei Ursachen hingewiesen, welche dazu dienen, die Begehrlichkeit der Capitalisten auf den Landbesitz zu lenken, selbst wenn der Ertrag sehr gering ist. Der erste Grund ist die Vorliebe für die grossen Besitzungen und der Wunsch, Luxusgüter für Sommerwohnungen oder für die Jagd zu besitzen. Mit steigendem Reichtum wird es für die reichen Banquiers Ehrensache, Güter mit einem Schloss, mit Wäldern und Parks zu besitzen, wohin sie die bedeutenden politischen Persönlichkeiten einladen können. Alles das kostet viel und bringt fast nichts ein; aber man kann sich dem nicht entziehen, wenn man wichtige Freundschaften unterhalten will.

Andererseits haben die sehr reichen Leute oft Mühe, ihr Geld sicher anzulegen; sie kaufen gern Land, wenn sie meinen, dass es im Werte steigen wird; sie treiben eine Art

⁴⁾ Vergl. Merlino: Formes et essence du socialisme. Préface, pag. XXXIII.

Thesaurierung. In der Umgebung der grossen Städte, selbst mitten in Paris, findet man weite Strecken, welche nur sehr wenig einbringen, deren Wert sich aber schliesslich doch in Capital umsetzt.

Diese beiden Arten des Grundeigentums sind nur zulässig für Leute, die grosse Capitalien zur Verfügung haben; aber man kann nicht sagen, dass es capitalistische Güter sind; sie sind wenigstens augenblicklich von der capitalistischen Circulation ausgeschlossen, da sie bei keinem eigentlichen Productionsprocess beteiligt sind. Sie häufen sich um so leichter an, als in den Städten die Industrie hoch entwickelt ist, und das Land dem, der ausschliesslich davon leben will, weniger Ertrag liefert. Wenn die Landwirtschaft unter niedrigen Preisen leidet, will der Grundeigentümer, der keine genügenden Einkünfte hat, gern sein Gut verkaufen, und wenn Handel und Industrie blühen, so findet er bald einen Käufer in den Kreisen der hohen Finanz oder unter den Adligen, die die Töchter reicher Banquiers geheiratet haben.

Diese Zustände kann man in Belgien sehr genau beobachten, und Genosse Vander-velde hat darüber eine interessante Arbeit in der Revue Socialiste veröffentlicht. In der Umgegend von Brüssel concentrirt sich das Grundeigentum; dort findet man fürstliche Besitzungen mit Parks, Wäldern und Schlössern; ein Herr Boël besitzt dort 1161 Hektar; das ist ein ungeheurer Besitz, und doch nimmt er beständig zu; bei einem mittelmässigen Boden ist die Cultur nicht mehr lohnend; man will sich keine Mühe mehr geben, um lohnendere Culturen zu versuchen, deren Erfolg zweifelhaft ist; der Wert nimmt ab, und die grossen Familien können mehr kaufen, um das Zubehör ihrer Schlösser zu vergrössern. Ausserdem kaufen sie überall in den Bezirken, wo sie ein Anwachsen der Bevölkerung vermuten; in Belgien ist den Arbeitern das Reisen so erleichtert, dass eine fortdauernde Abwanderung der Arbeiter nach anderen Landesteilen stattfindet. In den Bezirken, die sich so bevölkern, verkauft man das Land nicht nur, um es zu bebauen, sondern auch um kleine Gemüseparcellen anzulegen.

Das ist also eine Concentration, die nicht daher stammt, dass das Land unter der Form des Grossbetriebes mehr einbringt, als im Kleinbetriebe, sondern daher, dass man es nicht mehr ausnutzt. Diese Erscheinung hängt nicht von der Art der Production, sondern von den allgemeinen Verhältnissen ab, in denen sich die Gesellschaft befindet. Marx schrieb im Jahre 1847: „Die Rente entstammt der Gesellschaft und nicht dem Boden.“⁵⁾ Wir können wohl sagen, dass die Gesetze, die die Verteilung des Grundeigentums regeln, ebenso sehr und oft mehr von den allgemeinen socialen, wie von den landwirtschaftlichen Verhältnissen abhängen.

[Schluss im nächsten Heft.]

Die Sociologie des Genies.

Von

Ernst Gystrow.

(Greifswald.)

Ueber das Genie — den Genius — die Genialität — das Geniale — ist in den letzten Jahrzehnten eine ganze Litteratur erschienen. Sie liesse sich, denke ich mir, ohne Schwierigkeit in zwei Gruppen sondern. Die eine davon ist die Domäne der Nerven- und Irrenärzte; sie beschäftigt sich mit dem einzelnen Genie, mit seiner eigentümlichen physiologischen und psychologischen, oder auch nach beiden Richtungen hin pathologischen Organisation — die Biologie des

⁵⁾ Karl Marx: Das Elend der Philosophie. Zweites Capitel, § 4.

Genies. Die andere stellt sich als die Arbeitsstätte der Historiker dar. Natürlich der modernen; denn der Geschichtsschreiber älterer, individualistischer Schule hat sich über das Genie zu keiner Zeit sehr den Kopf zerbrochen; er betrachtete es als einen Beauftragten Gottes oder auch — des Teufels; es war für ihn im besten Sinne des Wortes vom Himmel oder aus der Hölle gefallen. Es kam in seine Welt und wirkte. Ging man weit, so spürte man den Bedingungen nach, unter denen es immerhin doch wirken musste, d. h. den äusseren Momenten, die seinem Willen beschleunigend dienten oder sich hemmend in den Weg stellten. Dem modernen Historiker sind diese äusseren Momente natürlich wichtig genug. Aber er entdeckt noch eine zweite Welt: „Im Innern ist ein Universum auch“; die Innenwelt des Genies, nicht seine ursprüngliche biologische Organisation, sondern seine psychischen Inhalte. Schliesslich ist das Dasein jedes Wesens bestimmt durch das Verhältnis seiner Innenwelt zu seiner Umwelt. Ob dabei die Innenwelt niedrigster, primitiver Trieb und die Umwelt ein chemotaktisches Medium ist, wie bei den einzelligen Amöben und Myxomyceten — oder ob die Innenwelt jenes aus Vererbung und Erwerbung sich aufbauende, unentwirrbare Netz von Erinnerungen, Begriffen, Gedanken, Gefühlen, Wünschen und Willensimpulsen des modernen Culturmenschen, und die Umwelt eine sociale Gesellschaftsclassen, in der Tausende solcher Netze sich wieder complicieren, darstellt — das ist für jenes Verhältnis an sich gleichgültig; es bleibt dort, wie hier bestehen. In seiner Erforschung liegt die Sociologie des Genies.

Im Anfang war der Trieb; im Anfang der grossen Stammesreihe, die mit den Moneren begann, und im Anfang jedes Einzelnen von uns heute noch, nicht bloss, so lange wir als Eizelle an der Oberfläche des Ovariums der erlösenden Menstruation harren, nicht bloss bis dahin, wo wir in der Behaglichkeit einer Gebärmutterfalte das befruchtende Spermatozoon occupieren, sondern auch dann noch, wenn der Mutterleib uns bereits entlassen hat und die Mutterbrust in ihre Rechte und Pflichten tritt. Triebleben ist noch die ganze Innenwelt des Neugeborenen. Freilich besitzt er schon allerlei Organe, die darauf deuten, dass er nicht dazu verurteilt ist, auf diesem Niveau stehen zu bleiben. Im Laufe der Jahre, unter dem Druck der Erziehung bildet sich eine Vorstellungswelt. Jede Erhebung über das Triebleben beruht auf der Fähigkeit der Reproduction, der Erinnerung im weitesten Sinne: die Innenwelt, soweit sie etwas für sich bedeutet, mehr als Trieb ist, kann nie etwas anderes sein, als reproducierte Umwelt. Beim Genies, beim Talent, beim Durchschnittsmenschen, beim Beschränkten, beim Idioten. Alle kommen mit denselben einfachsten Trieben ans Licht der Welt. Alle können jahrelang die gleiche Umwelt haben; Idioten und Genies können Geschwister sein, Tag für Tag von früh bis abends den nämlichen Eindrücken ausgesetzt bleiben, jahrelang dieselbe leibliche und geistige Nahrung erhalten: und doch, wie gestaltet sich die Innenwelt bei dem einen und bei dem anderen! Wo liegt das Trennende? Es kann nur liegen in der biologischen Organisation, durch die gleiche Eindrücke die denkbar ungleichste Reception, Association und Apperception — Aufnahme, einfache Anknüpfung und Einordnung in die Gesamtlage des Bewusstseins — erfahren. Die Biologie des Genies — wie jedes Wesens — ist die alleinige Grundlage seiner Sociologie.

Kein Missverständnis! Ich sage: Grundlage — und nicht etwa: Bedingung. Bedingung ist das ununterbrochen, das permanent Wirkende. Die Grundlage unserer körperlichen Ernährung ist die Beschaffenheit unseres gesamten Darm-

systems; seine normale grobe und feine Structur und die daraus fließende normale Function der Zerkleinerung, Fortbewegung, Verdauung, Resorption und Ausscheidung innerhalb jenes Systems. Die Bedingung der Ernährung aber ist die Gesamtheit des Ernährungsmaterials, der Speisen und Getränke. Entsprechendes gilt für die geistige Entwicklung. Man muss immer wieder den Wundtschen Satz nachdrücklich betonen, dass bei aller besonderen Bedeutung des Gehirns doch der gesamte Organismus Träger des psychischen Lebens ist. Durch Steigerung des Innendrucks der Flüssigkeit im Augapfel entsteht eine schwere Erkrankung (das Glaukom), die ohne Behandlung zur Erblindung führt: das höchstdifferenzierte Sinnesorgan, die reichste Importstation für Eindrücke, wird zerstört. Im jugendlichen Alter würde das einen unberechenbaren Ausfall geistigen Lebens bedeuten. Also die Grundlage aller Beziehungen des Einzelnen zur Umwelt ist die biologische Gesamtstruktur; die Bedingungen dagegen liegen in der Umwelt; in der Fülle dessen, was der Structur zugeführt wird, um von ihr verarbeitet zu werden. In der Terminologie Hippolyte Taines würde es heißen: die Grundlage ist die Rasse; die Bedingungen aber sind Sphäre und Zeitpunkt. Diese sind die sociologischen, jene ist das biologische Bestimmungsstück des Individuums. Aber die Grundlage muss vor den Bedingungen da sein. Und wenn wir das sociologische Material bis aufs kleinste Moment übersehen könnten, so ist für die Erkenntnis des Genies damit noch nichts gewonnen. Um es zu wiederholen: Geschwister, meinetwegen Zwillinge, können sich im gleichen Zeitpunkt in der gleichen Sphäre bewegen; dennoch wird das eine ein Genie, und das andere nicht. Die Entscheidung darüber fällt die Rasse, und sie ist Object der Biologie.

Man kann nicht sagen, dass die Biologie des Genies bisher viel Befriedigendes zu Tage gefördert habe. Ihr erster grosser Vertreter war Cesare Lombroso. Der Mann hatte einen Gedanken, und der Gedanke wurde ihm Dogma: das Genie ist eine Entartungsform des Menschen. Den Versuch, ein Dogma nachträglich wissenschaftlich zu stützen, nennt man Scholastik; und Scholastik tollster Sorte ist es, was der Turiner Gelehrte, was seine Jünger uns beschert haben, von den geistreichen Paradoxieen des Meisters bis hinunter zu den tragikomischen Gedankenverrenkungen des Greifswalder Irrenarztes Rudolf Arndt. Erst mit den Büchern von Möbius in Leipzig beginnt eine erfreulichere Wendung. Möbius ist Nervenarzt, und es ist darum nur natürlich, dass auch ihn vornehmlich das Krankhafte am Genie interessiert. Aber es ist eben ein ganz anderes Ding, ob man a priori das Genie als psychische Krankheitsform proclamiert, oder ob man das Krankhafte im Genie aufspürt und untersucht. Jenes ist Scholastik, und dieses Forschung. Der Einwurf, man solle doch erst das Gesunde erledigen, trifft dieses Vorgehen nicht. Die Pathologie des Körperlichen ist eine wahre Fundgrube auch für die Physiologie geworden; und es ist nicht einzu-Sehen, warum es nicht im Bereich des Geistigen ebenso werden könnte. Kann man doch von der modernen Psychologie geradezu behaupten, dass sie gegenwärtig ins Stadium der psychopathologischen Methodik, und nicht zu ihrem Schaden, eingetreten sei.¹⁾

Freilich: was die Psychopathologie des Genies, die scholastische wie die wissenschaftliche, bisher an Thatsachen zu Tage gefördert hat, ist so sehr Einzel-

¹⁾ Eine Skizzierung dieser Wendung giebt mein Aufsatz: 'Neue Ideen in der Psychologie. Die Zeit, 1899, Heft 256.

material, dass von Schlüssen aufs Allgemeinere, auf Gesetze oder auch nur auf Regelmässigkeiten, keine Rede sein kann. Syphilis, Tabes, Paralyse sind leider Gottes sehr vulgäre Leiden; eher geben schon Neurosen wie Neurasthenie (Schopenhauer), psychische Impotenz (Kleist), Epilepsie (Caesar, Napoleon u. a.) zu denken. Aber über die Neurosen sind wir selber erst seit drei, teilweise seit kaum zwei Jahrzehnten unterrichtet, und über ihr Wesen wissen wir überhaupt noch gar nichts. Die entgegengesetztesten Theorien, die luftigsten Hypothesen ringen miteinander. Das eheliche Leben grosser Männer, auf das man mit Vorliebe sein Augenmerk richtet, lässt ganz im Stiche. Bei Goethe tobt der erbauliche Streit, ob die Degeneration der Kinder der Syphilis des Vaters oder dem Alkoholmissbrauch der Mutter zur Last zu legen sei. Die Romantiker liebten den Wechsel in der Liebe, Nietzsche war in diesen Dingen ebenso kühl, wie Schopenhauer heiss, Wagner hat gesunde, talentvolle, und Bismarck gesunde, talentlose Kinder hinterlassen. In dieser Erscheinungen Flucht fehlt jeder ruhende Pol. Man braucht darum nicht zu verzagen: die Biologie des Genies ist eine sehr junge Specialität der Forschung. Aber ich glaube auch nicht, dass die Pathologie allein hier bahnbrechend sein kann. Man müsste daneben vor allem die Psychologie des Kindesalters genauer studieren, den Entwicklungsgedanken auch hier als heuristisches Princip auszubeuten suchen. Bei der Mangelhaftigkeit der Quellen wird das freilich eine saure Arbeit werden; aber doch bin ich überzeugt, dass im Knaben Goethe, im Knaben Schopenhauer, im Knaben Nietzsche mehr wirklich wertvolle Momente aufzufinden sind, als im Neurastheniker, im Geisteskranken, im degenerierten Sprossen des genialen Erzeugers.

Dass trotz dieser Abwesenheit jedes brauchbaren Thatachenbestandes ein Einzelner sich hier und da seine Gedanken übers Genie macht, ist nicht zu bedauern, denn jede noch so irriige Idee kann Fingerzeige für die Richtung der Forschung bringen. Georg Simmel hat neuerdings in einem Essay von recht verknotetem Gedankengange eine Hypothese der hervorragenden Begabung zu geben versucht, die interessant genug ist, um hier kurz skizziert zu werden. Simmel knüpft an die Thatsache an, dass materiell jeder psychische Vorgang eine Arbeitsleistung der Nervenzelle bedeutet. Den Gesamtlauf dieser Arbeit hat Wundt in seiner Nervenmechanik dargestellt. Im Wesentlichen besteht sie in einer Spaltung verwickelter chemischer Verbindungen in einfachere, die der Physiologe Hering Dissimilation nennt, während die Erholung der Zelle den umgekehrten Process, das Zusammentreten einfacherer zu complexen Verbindungen, die Assimilation, darstellt. Vor andern Zellen, die denselben Vorgängen unterworfen sind, zeichnet sich offenbar die Ganglienzelle durch ihre besondere Fähigkeit aus, zugeführte Energie anzusammeln, bis zu einem Höchstbetrage aufzuspeichern und dann unter dem Drucke eines auslösenden Reizes zu entladen. Sie ist sozusagen die explosive Zelle. Nun soll nach Simmel in den Ganglienzellen der genial veranlagten Persönlichkeit die Arbeit von Generationen potentiell aufgesammelt und durch bestimmte Reize (Eindrücke) explosiv entladbar sein. Auf wie schwankem Grunde dieser Gedanke sich erhebt, ist leicht einzusehen. Denn wenn man auch nicht etwa Simmel unterschieben darf, dass er damit die „angeborenen Vorstellungen“ wieder einschmuggele, nachdem Locke sie glücklich beseitigt habe — handelt es sich doch hier nur um Leistungsfähigkeit, um Willensenergieen, um das, was man Bethätigungsdrang nennt —

so wissen wir doch über die Gesetze der Vererbung geistiger Anlagen noch so blutwenig, dass es nicht recht zulässig erscheint, auf diesem Nichts schon weiterbauen zu wollen. In der That hat der skeptische Simmel auch diesen Punct selber hervorgehoben und damit zugestanden, dass es sich bei seiner Darlegung mehr um einen anregenden Gedanken, als um eine Hypothese handele.

Anregend ist denn die Idee auch ausserordentlich, denn sie weist auf den Punct hin, in dem die Biologie des Genies mit der Sociologie sich notwendig berührt; ja, in dem eine Umkehr des Verhältnisses beider zueinander stattfindet, in dem Sinne, dass die Sociologie nunmehr nicht als die abhängige, sondern als die bestimmende Variable gegenüber der Biologie erscheint. Um das deutlicher zu machen, wird es gut sein, auf das früher benutzte Beispiel der Ernährung zurückzugreifen. Als Grundlage der Ernährung bringt der Einzelne sein Darmsystem mit auf die Welt, das nun unter die Bedingungen, die Speisen, gestellt wird. Diese Bedingungen müssen in gewissen Grenzen der Grundlage angepasst sein, wenn diese nicht rebellieren, die Aufnahme und Verarbeitung einfach verweigern soll. Und die Grundlage bewegt sich z. B. bei den Säugthieren zwischen den Extremen des Fleischfresserdarms und des Pflanzenfresserdarms. So spielt in der Ontogenese, der Entwicklung des Einzelnen, die Grundlage die ausschlaggebende Rolle. Allein in der Phylogenese, der Entwicklung der Tierstämme, ist es umgekehrt gewesen. Damals hat sich das Darmsystem, vorher wohl indifferent, unter dem Drucke gegebener Bedingungen zu einer specifischen Leistungsfähigkeit, in den Extremen eben reine Fleisch- oder reine Pflanzenverdauung, ausgebildet. Die Bedingungen während der Phylogenese haben so die Grundlage geschaffen, die nunmehr eine dauernd vererbte bleibt, und in der Ontogenese ihrerseits nur bestimmte Bedingungen acceptiert, eben die, denen sie angepasst ist. Das ist ja überhaupt die durchgehende Beziehung zwischen Ontogenese und Phylogenese, die sich mit zahllosen Beispielen belegen liesse. Nur eines sei davon noch angeführt: der complicierte Augenmuskelapparat, den wir besitzen, ist zweifellos entstanden in Anpassung an die Bedürfnisse des Sehens in der Phylogenese; dem Einzelnen ist er aber heute angeboren, und der Gesichtssinn, vor allem die Raumvorstellung, entwickelt sich in der Ontogenese auf der Grundlage dieses gegebenen Apparates. So entsteht ein Organ im Dienste einer Function phylogenetisch und bestimmt, ja beengt oft die Function dann ontogenetisch. Und das gilt auch fürs Genie, wenn wir uns einen Augenblick den Simmelschen Gedanken zu eigen machen. Das Genie besteht in einer bestimmten biologischen Organisation; diese Organisation aber ist unter Vererbung angeborener oder erworbener Eigenschaften im Laufe von Generationen sozusagen gezüchtet worden, nicht bewusst natürlich, sondern im Sinne der Darwinschen Zuchtwahl. Die erworbenen geistigen Eigenschaften aber sind Gegenstand der Sociologie, denn sie können nur aus der Umwelt stammen; und so ruht die Biologie des Genies, die wir als Grundlage seiner Sociologie präcisieren, ihrerseits wieder auf der Sociologie der Vorfahren des Genies. Da aber die Simmelsche Idee eben nur eine Idee ist, so verkehren sich die zuletzt aufgestellten Folgerungen in — Fragesätze. Ruht die Biologie des Genies auf der Sociologie seiner Vorfahren?

Wir müssen antworten: wir wissen es so wenig, wie wir von dieser Biologie insgesamt etwas wissen; so wenig, wie die Hypothese Simmels etwas davon weiss. Und doch zeigt sich hier, wie man sich nie scheuen darf, eine

noch so unsichere Idee einmal associativ weiter zu verfolgen. Denn nun langen wir schon bei einer neuen Frage an: angenommen, die Sociologie der Vorfahren ergebe schliesslich die Biologie des Genies — ist dann nicht das Genie die notwendige Folge einer bestimmten Zeitspanne? Muss denn nicht gesetzmässig eine bestimmte Zeit in einem bestimmten Punkte ein Genie hervorbringen? Und das ist, wie man leicht sieht, eine Frage, die für die moderne Geschichtsauffassung das allergrösste Interesse hat. Wenn die moderne Geschichtsauffassung — sei sie nun streng marxistisch, wie bei Kautsky, oder universalistisch, wie bei Lamprecht, oder sociologisch, wie bei Gumplowicz, oder anthropo-klimatologisch, wie bei Helmholtz — sich anheischig macht, die Geschichte überhaupt erst zur Wissenschaft zu erheben, Gesetze des historischen Werdens zu finden, so hat sie natürlich auch die Pflicht, das Genie, die grosse Persönlichkeit aus diesen Gesetzen heraus verständlich zu machen. Ja, ihr Augenmerk wird sich darauf mit ganz besonderer Schärfe richten müssen, denn gerade das Genie ist es ja, das anscheinend den ruhigen, gleichmässigen und darum eher an Gesetzmässigkeit gemahnenden Gang der durchschnittlichen Entwicklung ungestüm unterbricht, um ihn zu beschleunigen oder zu hemmen.

Lamprecht nennt das Genie einen Zufall; es könne kommen, es könne ausbleiben. Natürlich denkt er sich unter Zufall nicht eine Durchbrechung der Determination, der Entwicklungsgesetze, sondern bezeichnet damit eben nur die Thatsache, dass uns die bisherige Betrachtung der Geschichte keinerlei Anhaltspunkte ergiebt für eine irgendwie geartete Regelmässigkeit im Auftreten von Genies. Wenn das Genie kommt, so ist es ein Kind seiner Zeit in jeder Hinsicht; es kann nichts anderes thun, als Ideen seiner Zeit mit den Mitteln seiner Zeit unter der fördernden oder hemmenden Constellation seiner Zeit durchzusetzen versuchen. Aber es braucht nicht zu kommen.

Von den Vertretern des Marxismus hören wir etwa die gleiche Antwort. Sie führen das Wirken des Genies auf die ökonomische Structur seines Zeitalters zurück, aber auch sie sagen uns nicht, ob diese Structur mit irgendwelcher Notwendigkeit Genies hervorbringe. Gumplowicz ist vorsichtiger, als Marx, und klarer, als Lamprecht. Er sieht, dass der Classenkampf, dem Marx das geschichteproducierende Monopol verleihen wollte, bei aller überwiegenden Bedeutung doch eine zu enge Formel für das historische Geschehen ist, und er erweitert ihn demgemäss zum Gruppenkampf, womit er noch über die von Sombart vollzogene Ergänzung des Classenkampfes durch den Nationenkampf hinausgeht — wie mir scheint, mit Recht, da die von Sombart formulierte Zweiteilung: national-social, sich bei strengerer Kritik kaum halten lässt. Andererseits betont aber der Grazer Sociologe streng die Unentbehrlichkeit des Kampfes, des Antagonismus, für das Verständnis der Geschichte, und verweigert damit den Vermischungen und Compromissen seine Zustimmung, zu denen Lamprecht praktisch, d. h. als Geschichtsschreiber, bei der Betrachtung des XIX. Jahrhunderts schon immer, und theoretisch, d. h. als Geschichtsphilosoph und Polemiker, neuerdings in bedenklichem Grade hinneigt. Das Genie zeichnet sich nun nach Gumplowicz durch seine Fähigkeit aus, die Interessen einer Gruppe gegenüber der antagonistischen am klarsten zu erkennen, die Hilfsmittel für den vorliegenden Zweck am raschesten zu finden und am geschicktesten anzuwenden. Er misst aber dem genialen Wirken doch im ganzen eine nur quantitative, d. h. hier beschleunigende Wirkung bei; qualitativ, im Wesen der Sache, würde sich alles

genau so, wenn auch langsamer, vollziehen, wenn die Massen ohne geniale Führung kämpften. Es mag erwähnt sein, dass Carl Jentsch, vielleicht das individuellste Original in der Publicistik unserer Tage, aber sicher ein Original durch und durch, gelegentlich Aehnliches ausgesprochen hat. Die Sociologie des Genies nach dieser Auffassung bedarf demnach keines weiteren Commentars. Sie ist klarer, als die marxistische, aber auch viel reservierter; sie enthält das, was jeder moderne und undogmatisch Denkende heute schon mit voller Sicherheit behaupten kann, aber in der Beantwortung unserer Frage leistet sie, hierin dem Marxismus ähnelnd, noch weniger, ich möchte sagen: wagt sie noch weniger, als Lamprecht in seiner eben skizzierten Meinung.

So ist die Antwort heute noch völlig unmöglich? Es scheint so. Um aber aus diesem Scheinen zur Klarheit zu kommen, wenigstens zur Klarheit über die Dichte des Dunkels, das uns hier umgiebt, werden wir versuchen müssen, herauszubekommen, wo denn im allgemeinen innerhalb einer Entwicklung bisher die grossen Geister, die Genies gestanden haben. Dazu bedarf es eines kurzen Ueberblicks über die Verhältnisse, die sich für eine undogmatische und vorurteilsfreie Betrachtung der menschlichen Culturgeschichte ergeben.

Wir verdanken den genialen Forschungen Karl Büchers die Erkenntnis, dass alle Anfänge geistigen Schaffens sich innerhalb des wirtschaftlichen Arbeitsprocesses vorfinden. Und doch wäre es eine Trübung, eine Verwischung der Thatsachen, wollte man dafür die Formel prägen: die wirtschaftliche Arbeit an sich habe jene Anfänge geliefert. Vielmehr stellen sie sich uns dar, als die Reaction des urmenschlichen Organismus gegen die harte Zumutung der Arbeitsleistung, die die Natur, den Kampf ums Dasein an ihn stellt. Die Reaction kann eine elementare, unmittelbare sein — wie im Rhythmus, diesem mächtigen Entwicklungsprincip; sie kann indirect verlaufen, sich in Furcht vor Zerstörung der Arbeitserzeugnisse manifestieren — in dieser Form erzeugt sie die primitiven religiösen Empfindungen, die neben ihnen erwachsende Ornamentik, schliesslich als Keim der Wissenschaft einen Schatz von Erfahrungen, die ausnahmslos im Sinne jener alten Wahrheit zustande kommen, die uns durch Schaden klug werden lässt. Die Sonderung besonderer geistiger, ideeller Entwicklungsreihen von den ökonomischen vollzieht sich jedenfalls schon sehr früh, wohl unter vornehmlicher Vermittelung der Institution des Spieles, die in jenen einfachen Culturstufen eine ganz hervorragende Rolle spielt. Von da an kann man in der Geschichte immer zwei solcher Reihen beobachten, und besonders auffällig wird die Trennung dort, wo ein abgeschiedener Stand, eine Caste, eine gesellschaftliche Clique die Fortbildung der ideellen Reihe berufsmässig übernimmt: Priester, Philosophen, Forscher. Ist es nun eine „prästabilierte Harmonie“, die von da an die Einheitlichkeit der Gesamtentwicklung trotz der Arbeitsteilung verbürgt? Oder was sonst?

Bezeichnen wir die beiden genannten Reihen als die ökonomische und die ideelle homogene oder horizontale, so stossen wir bei der Lösung der zuletzt gestellten Frage auf eine dritte Stufenfolge, die sich uns als eine heterogene oder verticale darstellt; es ist eben diejenige, die sich nicht mehr homogen innerhalb des Wirtschaftlichen oder innerhalb irgend einer Kategorie des Geistigen fortbewegt, sondern vom Wirtschaftlichen zum Geistigen hinüber-, oder wenn man so will, hinaufführt. Graphisch würde sie sich schwerlich als eine Linie, sondern eher als eine Pyramide oder ein Kegel versinnbildlichen lassen. Die

Grundfläche bedeutete die ökonomische Zeitlage, wie sie durch das Verhältnis der Productivkräfte und der technischen Productionsform zur wirtschaftlichen Productionsform gegeben ist. Die einfachsten socialen Gliederungen, Vereinigungen oder Trennungen, sind in dieser Basis gewissermassen immanent, von vornherein mit enthalten, als directe Folge der besonderen Arbeitsteilung und Wertaneignung, und sie werden durch die klimato-ethnologischen Verhältnisse zwar stark modificiert, aber doch niemals bis zur Unkenntlichkeit verwischt: Der Unterschied hinsichtlich des socialen Lebens zwischen dem industriellen und commerciellen Schweden und dem agrarischen Norwegen ist viel tiefschneidender, als der zwischen dem polaren Norwegen und dem viel südlicheren Schwaben, obgleich die Einzelvertreter dieser beiden Völker wie Tag und Nacht voneinander abstechen würden, und die Einzelvertreter jeder beiden für den Fremden oft kaum unterscheidbar sind. Denn wie für die Einzelnen das ethnologische Moment, hier also die nordgermanische Rasse, so entscheidet fürs Zusammenleben das wirtschaftliche, das die Bauerndemokratieen Schwaben und Norwegen der industriellen Aristokratie Schweden gegenüberstellt. Wie also der sociale Grundcharakter einer Gemeinschaft unmittelbar mit dem ökonomischen gegeben ist, so wiederum mit jenem zugleich die oberflächlichsten Aeusserungen geistiger Bethätigung, wie Unterhaltung, politisches Leben, religiöse Gliederungen und Differenzen sie darstellen. Diese Ressorts liegen allerdings nicht mehr in den Händen der producierenden Massen selber, sondern besonderer Stände, wie Sänger, Dichter, Agitatoren, Priester, Lehrer. Alle diese knüpfen schon mehr oder minder an geistige Traditionen an, also an unsere ideelle horizontale, immer aber den überlieferten Schatz der eigenen Zeit assimilierend, nach ihren Bedürfnissen modificierend. In dieser Anpassung hat gerade die scheinbar starrste Institution, die Kirche, das Erstaunlichste geleistet, und man kann sagen, dass der Zustand der römischen Kirche vor der Reformation, der von der Religion der Kirchenväter nur noch schwache Spuren erkennen lässt, als Product der unaufhörlichen Verbesserungen oder Verschlimmerungen anzusehen ist, die das Priestertum scrupellos vollzog, wenn die Instincte der Massen nach ihnen hin sich einstellten. Nun aber folgt ein grosser Zwischenraum. Hoch über jenen geistigen Bethätigungen erheben sich Wissenschaft und Philosophie. Beide entwickeln die ideelle Horizontalreihe selbständig weiter, und diese Bewegung kann Jahrhunderte lang andauern, ohne sich um die gleichzeitigen Verschiebungen des ökonomischen Processes im mindesten zu kümmern. Freilich bestehen darin zwischen den einzelnen Disciplinen die grössten Verschiedenheiten. Die einen stehen dem Leben unmittelbar nahe, die anderen sind ihm weit entrückt. Sieht man aber genau zu, so bemerkt man, dass diese Differenz auf die verschieden hohe Ausbildung der Disciplinen sich gründet. Die Alchymie entwickelte sich gewissermassen als ein Bastard religiöser Vorstellungen und ökonomischer Bedürfnisse und Antriebe. In die Entfaltung der wissenschaftlichen Chemie haben zweifellos wirtschaftliche Momente bedeutsam eingegriffen. Zwar Lavoisiers Schaffen, das die anorganische Chemie als Wissenschaft inaugurierte, wie Wöhlers Harnstoffsynthese, mit der die organische beginnt, würden beide als Glieder der ideellen und nur der ideellen Reihe einzufügen sein. Dann aber hat die auf eigene Füsse gestellte Wissenschaft durch industrielle Bedürfnisse zahlreiche Anstösse und Befruchtungen empfangen, vornehmlich im Bereiche der organischen Section; sind doch hier zum Teil industrielle Etablissements geradezu

der Schauplatz chemischer Forschungen geworden, wie in der Farbenindustrie. Für die Chemie des Ackerbaues, der Nahrungsmittel liesse sich Entsprechendes leicht nachweisen. Je selbständiger aber das chemische Wissen wird, desto mehr übernimmt es nun die Rolle des gebenden Teils, und überlässt dem Wirtschaftsleben die des empfangenden. Die Forschung emancipiert sich von den zufälligen Efruchtungen, sie organisiert sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen, sie wird theoretisch, während sie vorher wesentlich empirisch war. Von der mystischen Alchymie selbst eines Kunkel noch bis zur Stereochemie der Ostwald und Van 't Hoff — das ist sicher eine gewaltige Entwicklungsreihe; und wenn eine berufene, mit dem ganzen Material vertraute Feder sie uns eines Tages Schritt für Schritt schilderte, so würde das allein vielleicht hinreichen, um den Beweis zu erbringen, dass die Beziehungen zwischen ökonomischer und ideeller Bewegung im ganzen Ablauf ebenso wie in jedem Einzelmoment ungeheuer viel reicher und complicierter, viel labiler und wechselnder sind, als die bestechend einfache Formel der marxistischen Dogmatik ahnen lässt. Auf dem Punkte, den die Chemie neuerdings erklimmen hat, war die Astronomie schon längst angelangt; die Physik war ihm nahe, als der frühzeitige Tod ihres grössten modernen Genius, Heinrich Hertz, sie unversehens wieder auf die zufälligen Befruchtungen hinwies, wenigstens was die grösseren Fragen angeht; für die kleineren Einzelprobleme reicht die fleissige Détailarbeit der Durchschnittsintelligenzen schon immer aus. Die Physiologie des Gehirns und der Sinnesorgane weist uns ein unvergleichliches Beispiel, wie im rein ideellem Entwicklungsgang nun nicht eine Phase des Wirtschaftslebens, sondern ein ganz unberechenbarer Zufall eingreifen kann: wer wollte sagen, wie viele Probleme des Farbensehens noch unberührt und unangegriffen abseits lägen ohne jenes grosse Eisenbahnglück in Schweden, das Frithjof Holmgren zur intensiven Beschäftigung mit der Farbenblindheit führte, weil es durch einen Farbenblinden und darum zur Erkennung der Signale unfähigen Maschinenführer verschuldet war? Man kann natürlich ganz gut argumentieren: kein Eisenbahnunfall ohne Eisenbahnen, und Eisenbahnen sind geschaffen unterm Druck der Bedürfnisse der capitalistischen Production — ergo ist „letzterdings“ auch Holmgrens geistige Hauptleistung an die ökonomischen Umstände geknüpft. Das klingt natürlich unglaublich absurd, aber man braucht in den neueren marxistischen Veröffentlichungen nicht sehr weit zu gehen, um auf die zahlreichsten Varietäten dieser „marxistischen“ Schlangenlinie zu stossen. Was an ein paar Beispielen für die Wissenschaft sich nachweisen lässt, gilt auch für die Philosophie. In dem Masse, wie diese sich von den metaphysischen Systemen entfernt und Philosophie im modernen Sinne, Wissenschaft der Principien, wird, emancipiert sie sich von den zufälligen Beeinflussungen des Lebens und gewinnt ihre eigenen ideellen Fortpflanzungsreihen. Metaphysiken, wie Schellings Identitätssystem oder Strauss' aufgewärmter Materialismus, sind leicht aus der Gesamtstructur der Zeit, jenes der feudalistischen Reaction, dieser dem bourgeois Capitalismus heraus zu erklären. Die neuhumanischen Ideen eines Mach, die energetische Welterklärung eines Ostwald, der wunderbar klare und tiefgeistige Gedankenbau eines Hertz, sind aus der Forschungsarbeit dieser Männer entsprossen und über einen engen Kreis bisher kaum hinausgedrungen.

Welches war doch der Ausgangspunct dieser Abschweifungen? Die Frage, ob sich eine bestimmte Stelle in der historischen Entwicklung ermitteln lasse,

an der der Genius stehe. Ich denke, wir sind jetzt schon bereit, auch diese Frage mit einem Achselzucken zu beantworten. Zwar erstreckte sich unsere Darstellung von Beispielen wesentlich auf die naturwissenschaftliche Reihe, und es giebt bekanntlich Leute, die geneigt sind, überhaupt die Existenz wissenschaftlicher Genies zu leugnen. Nun ist gewiss, dass in Forscherkreisen neuerdings mit der Wertung „genial“ ein gewisser Unfug getrieben wird, und die Skepsis hier ein starkes Recht besitzt, sich geltend zu machen. Allein, wenn eben das intuitive und explosive, das ahnende und momentane Erfassen einer grossen Idee das Genie von der schrittweise und vorsichtig fortschreitenden Intelligenz scheidet, dann hat ein Copernicus, der Schöpfer des modernen Himmelsbildes, ein Descartes, der die analytische Geometrie findet, ein Leibniz, der das Integral schafft, ein Newton, der die Bewegungsgesetze offenbart, ein Darwin, der die Entwicklungs-idee in vollem Umfang ausspricht, ein Virchow, der die Cellularpathologie bringt, so gut Anspruch auf den Titel des Genies, wie die Vollender grosser Kunstwerke, bei denen doch auch der grosse momentane Wurf, nicht aber die technische Kleiarbeit den Ausschlag giebt, wie die gewaltigen Willensmenschen, die ebenfalls der aufblitzende Entschluss, nicht aber die zähe, keinen Weg scheuende Durchsetzung zu dem stempelt, was sie sind. Die Antwort, wie die Intuition und Explosion zu stande kam, weist beim wissenschaftlichen, wie beim künstlerischen und politischen Genie immer auf die Biologie, auf die besondere Organisation jenes Menschen zurück; und die Antwort, die wir im Augenblicke geben sollen, die Antwort auf die Frage nach dem Orte, an dem das Genie stehe, wird fürs politische und künstlerische nicht leichter zu geben sein, wie fürs wissenschaftliche. Es wäre ja gewiss prachttvoll, wenn man sagen könnte: das Genie steht, wenn es überhaupt da ist, an dem Knotenpunkte, wo die ideelle Horizontalreihe mit der aus der Zeitlage emporsteigenden verticalen Pyramide sich trifft; es braucht dieser Knotenpunkt zwar nicht mit einem Genie besetzt zu sein, aber er allein kann überhaupt damit besetzt werden. Die Beispiele, mit denen sich ein solches Schema umstossen liesse, sind Legion an Zahl, womit nicht gesagt sein soll, dass es nicht für einzelne Fälle trefflich stimmt. Marx und Lassalle z. B. liessen sich leicht und ohne scholastische Umdeutungskunst an einen solchen Punkt versetzen; beide Glieder in der ideellen Horizontalreihe der Hegelschen Philosophie, und beide Fuss fassend auf der Basis der proletarischen Gährung ihrer Zeit. Für Napoléon versagt aber die Construction schon völlig. Auf litterarischem Felde trifft sie zu für die Romantiker, die den Goetheschen Subjectivismus fortbildend und überpurzelnd, mit der aufsteigenden feudalen Reaction zusammentreffen; erweist sich aber als unzulänglich für Goethe, dessen Erscheinung sich in die Schablone des bürgerlichen Emancipationskampfes nicht mehr einzwängen lässt, während Lessing und selbst Schiller noch ganz leidlich damit verständlich zu machen sind. Auf das Gebiet der Wissenschaft will ich nicht mehr zurückgreifen; für die Philosophie als Metaphysik erwähnte ich bereits Schelling und Strauss als brauchbare Figuren, während Spinoza überhaupt für keinen, Kant nur bei scholastischer Deutung mit Mühe für einen Knotenpunkt im dargelegten Sinne verwendbar wäre.

Und damit ist unsere Frage nach der Stellung des Genies in der Geschichte noch viel negativer beantwortet, als sich vielleicht erwarten liess. Es ist ganz unmöglich, in den verschiedenen Constellationen, unter denen Genies in die

Welt getreten sind, einen einheitlichen Zug ausfindig zu machen. Die alte Geschichtsauffassung wies dem Genie die Rolle der activen Umwälzung und Neugestaltung zu: sie stellte es wesentlich an den Anfang grosser Bewegungen. Lamprecht, im directen Gegensatz hierzu, verschob den Posten der grossen Persönlichkeit und setzte sie ans Ende jeder Entwicklung. Das eine wie das andere wird unhaltbar, sowie es zur Regel gestempelt werden soll. Goethe steht ebenso sicher an einem Ende, wie Marx an einem Anfange, wenn man nämlich das Ganze ihrer Lebensarbeit in Erwägung zieht. Im Einzelnen hat natürlich Marx so gut seine Vorläufer und Wegbereiter, wie nach Goethe die Fruchtbarmachung seiner Ideen in verschiedenen Richtungen bis heute noch nicht abgeschlossen erscheint. In den rein ideellen Entwicklungen der Wissenschaft und teilweise der Philosophie wird man von Anfang und Ende überhaupt schwer sprechen können. Luthers Leistung stellt sich gerade in der schönen und sorgfältigen Darstellung, die Lamprecht von ihren notwendigen Beschränkungen gegeben hat, recht eigentlich als ein Mittelglied dar. Man sieht, gründlicher kann eine Schablone überhaupt nicht versagen, als wir es hier erleben.

Wenn wir aber heute über die Stellung des Genies im Ablauf einer Zeitspanne noch nichts aussagen können, was nicht immer nur für den einzelnen Fall Geltung besässe, so natürlich noch viel weniger über das Problem, ob eine Zeit notwendig ein Genie gebären müsse, oder ob dies notwendig ausgeschlossen sei. In diesem Punkte sind wir über den alten historischen Individualismus noch keinen Schritt hinaus. Wir postulieren, dass auch das Genie den Bestimmungsstücken Taines unterliege, dass es aus den Bedingungen seiner Zeit herauswachse, und die Geschichte versagt uns die thatsächliche Bestätigung dieses Postulates wohl an keiner einzigen Stelle. Aber warum überhaupt in einem Zeitpunkte ein Genie aufsteigt, das Exempel ist noch nicht herausgerechnet. Es kann am Anfang oder am Ende stehen, es kann aus der herrschenden oder der beherrschten Classe hervorgehen, es kann unter Ueberfluss oder Entbehrungen aufwachsen, in grosszügigen oder in engen Verhältnissen sich bewegen, und zwischen je zweien dieser Extreme sind auch noch alle Mittelstufen denkbar. Und so müssen wir bekennen, dass Simmels Versuch, die Biologie des Genies auf die Sociologie seiner Entstehung, seiner Vorbereitung in den Vorfahren gewissermassen zurückzuführen, freilich ein verführerisch glänzender Gedanke, vorläufig aber auch noch nicht mehr ist.

Vorläufig, sage ich. Denn dass es auch hier Gesetzmässigkeit giebt, ist wohl nicht erst zu betonen; wer überhaupt eine wie immer geartete Causalität innerhalb des psychischen Geschehens anerkennt, muss sie auch den social-psychischen Entwicklungen zusprechen. Wer das freilich nicht thut, dem ist nichts aufzudisputieren: er verzichtet damit auch auf jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie. Sicherlich giebt es noch einzelne Käuze dieser Art, aber sie werden bald ebenso ausgestorben sein, wie es heute schon jene Zahlreichen sind, die vor einem halben Jahrhundert noch die Causalität innerhalb des lebenden Geschehens überhaupt starr leugneten. Zudem hat die moderne Philosophie der Naturwissenschaften, wie Kirchhoff und Mach vor allem sie anbahnten, mit der Ablehnung des kantischen und der Neubelebung des humischen Ursachenbegriffs, mit der Auflösung der „erklärenden“ Wissenschaften zu „einfachst beschreibenden“, mit der Definition des Gesetzes als einer aus geistigen Ordnungsbedürfnissen hervorgegangenen Zusammenfassung gleicher

Einzelthatsachen, — die Kluft zwischen Naturwissenschaft und Psychologie hinsichtlich der Ansprüche, die an die Leistungen beider zu stellen sind, sehr verringert. Kurzum, wer geistige Gesetze anerkennt, hat keinen Grund, die grosse Persönlichkeit etwa über diese Gesetze zu stellen. Und wenn eine Erforschung der psychischen Gesetze überhaupt möglich ist, dann dürfen wir auch an der Ergründung der Biologie und Sociologie des Genies nicht verzweifeln.

Aber freilich muss man sich auch stets bewusst bleiben, dass das Material der Sociologie von einer ungeheuren Complicirtheit ist. Und wenn die vollendetste Statistik die Beobachtung jeder kleinsten Bewegung im wirtschaftlichen Process gestattete: darüber erhebt sich, weit verwickelter, das geistige Leben, wie es von Intelligenzen und Talenten verschiedenen Ranges getragen wird, und darüber wieder, am allerverwickelsten, die Arbeit des Genies.

Ich glaube, dass Gumpłowicz und Jentsch nicht im Recht sind, wenn sie dem Genie nur die oben erörterte quantitative Bedeutung gönnen wollen. Dass auch der grösste Mensch der Entwicklung sich nicht entgegenstemmen kann, hätte sogar Ranke ohne weiteres zugegeben. Er wird immer die gegübene Lage ergreifen müssen; aber wenn er das gethan hat, ja vielleicht, je mehr er es vermocht hat, sie zu verstehen, dann wird er vielleicht desto mehr im stande sein, ihre Entfaltung auch qualitativ zu beeinflussen. Wer will sagen, wie die Geschichte sich gestaltet hätte, wenn Lassalle nicht im Duell gefallen wäre? Ich vermute, sehr viel anders. Man darf doch die suggestive, die oft hypnotische Kraft einer grossen Persönlichkeit nicht einfach streichen; ja, je intensiver die momentanen Bedürfnisse der Massen sind, desto blinder ergeben sie sich der Führung des ihnen die Hand reichenden Genies. Vielleicht ist diese Suggestion das dritte, was nicht zum mindesten neben Intuition und Explosion den Genius kennzeichnet. Wenn die sociologische Form der modernen Geschichtsauffassung also die Genies sozusagen neben die Entwicklung stellt, so erinnert mich das stark an Lieberichs Theorie der Mikroorganismen in der modernen Bakteriologie; als der bekannte Forscher die ihm unbequemen Lebewesen nicht mehr gut leugnen konnte, behauptete er, sie seien nur begleitende, nicht aber verursachende Erscheinungen im Krankheitsverlauf. Fruchtlos ist auch diese paradoxe Idee nicht geblieben: sie spornte die Bakteriologen an, den entgegengesetzten Nachweis mit aller Strenge zu führen und alle Einwürfe damit für immer zu entkräften. So wird vielleicht Gumpłowicz' neuerdings sogar ins breitere gebildete Publicum geworfene Behauptung, man könne dieselbe Geschichte, die sich abgespielt hat, auch völlig ohne Erwähnung der grossen Männer schreiben, und seine Berufung auf Ratzels politische Geographie die gute Wirkung haben, dass man diesen psychologisch als Rückschlag gegen die pragmatische Geschichtsschreibung begrifflichen Paradoxien der neuen Auffassung gegenüber den Beweis ihrer Unzulänglichkeit und Bedenklichkeit nicht bloss polemisch, sondern durch die historische Darstellung selber führt. Und für die Marxisten gilt Aehnliches. Zwar hat sich, soviel ich weiss, keiner von ihnen in eine solch extreme Behauptung, wie die eben besprochene, verloren; und was z. B. Kautsky zum Verständnis einzelner grosser Persönlichkeiten beigebracht hat, ist teilweise vielleicht irrig, aber auch da noch anregend und interessant, teilweise aber im besten Sinne originell und bedeutsam. Trotzdem bleibt die „marxistische“ Schlangenlinie mit ihren „letzterdings“ und „schliesslich“ eine Methode, gegen die man Verwahrung einlegen muss, weil sie über die Lücken, die gewaltigen Lücken unserer sociologischen Erkenntnis hinweg-

täuscht und die Begriffe der Verursachung, der Bedingung, der Grundlage in einen nicht mehr greifbaren Nebel verflüchtigt.

Die moderne Geschichtsanschauung, ob marxistisch oder sociologisch, ethnologisch oder universalistisch, erhebt mit Recht für sich den Anspruch darauf, die Geschichte zu einer Wissenschaft gemacht zu haben. Mit vollem Recht, soweit es sich einmal um methodische Bearbeitung und dann um Darstellung von Massenbewegungen handelt. Vor der grossen Persönlichkeit aber steht auch sie heute noch ratlos da; sie kann sie negativ, d. h. in ihrer Gebundenheit, in ihrer Begrenztheit, in den ihr begegnenden Hemmnissen, nicht aber positiv, d. h. in ihrer notwendigen Entstehung im weitesten Sinne, begreiflich machen. Sicherlich wird auch die Bahn dazu schrittweise erobert werden. Auch die Sociologie des Genies, wie seine Biologie, wird zum Range einer Wissenschaft aufsteigen. Heute aber, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, entzieht jene sich noch den Methoden des Geschichtsforschers. Die Sociologie des Genies ist heute noch das unbestrittene Feld des Geschichtsschreibers im höchsten Sinne: als eines gestaltenden Künstlers.

Skizzen aus der socialpolitischen Litteratur und Bewegung.

Von

Isegrim.

V. Brentano über Cobden und Flottenpolitik.

In der Nation hat kürzlich Lujo Brentano die historische Verbindung der Friedens- und Freihandelsbewegung, geistvoll und sachkundig, wie immer, abermals erörtert.

Diese Darlegungen sind gerade für uns besonders lehrreich, weil wir Socialisten in unseren Anschauungen über die wirtschaftspolitischen Rivalitäten und Gegensätze zwischen den Völkern und über die Möglichkeit, sie zu einer grossen Harmonie aufzulösen und in friedlichster Weise, ohne Katastrophen aus der Welt zu schaffen, allesamt gute Cobdeniten geblieben sind — in der Theorie allerdings mit dem Hinzufügen, dass erst nach der capitalistischen Production der geschilderte ökonomische Einklang unter den Völkern eintreten könne — in der Praxis jedoch meist ohne Weiterungen und voll fröhlicher Zuversicht, dass free trade and peace among nations heute schon auf der ganzen Linie zum Siege gelangt sein müssten, wenn nur die Besitzenden endlich einmal vernünftige Besitzende werden wollten. Wir rühmen uns in der That mit vollem Grunde, hierin die Anschauungen und Ideale der bürgerlichen Reformer von der alten, mit Unrecht viel geschmähten Manchesterschule fast allein noch aufrecht zu erhalten.

Indes ein bürgerlicher Realpolitiker, wie es Cobden trotz seiner vorwiegend agitatorischen Thätigkeit war, bleibt stets ein merkwürdiges Zwitterwesen von einerseits und andererseits — von geradliniger zielbewusster Folgerichtigkeit, wenn er im Club vor seinen Gläubigen die scharfen Grundlinien des freihändlerischen Zukunfts-Staaten-Weltbundes entwirft, und von menschlichem, allzu menschlichem Zickzack, wenn er unter nun einmal historisch gegebenen, concreten Verhältnissen vom agitatorischen Programm zur praktischen That übergehen soll. Und gerade in der Flottenfrage, die Brentano behandelt, hat Cobden

durchaus nicht immer den Standpunct eingehalten, den Brentano ihn, im Gegensatz zur heutigen „Seeräuberpolitik“ Englands, mit ebensoviele „Logik wie gesundem Menschenverstand und starkem sittlichem Gefühl“ ohne jede Einschränkung vertreten lässt.

Richtig ist, dass Cobden der grösste Gegner des Aberglaubens war, dass der Handel immer der Flagge folge, dass eine grössere Flotte England einen grösseren Absatz seiner Producte sichern könne —, dass er im Gegenteil Billigkeit und Güte der Waaren für die einzige wirksame Waffe der Ausfuhr hielt, und dass er Rüstungen schon darum nicht liebte, weil Steuern und Staatsschulden die Productionskosten der Industrie steigern, weil „das Einzige, was den Handel zu schützen vermag, die Reduction der Kosten ist, welche Armee und Flotte der Industrie auferlegen.“

Wenn dann Brentano weiter ausführt:

„In richtiger Consequenz seiner Grundanschauungen verlangte er im Interesse der englischen Volkswirtschaft wie der Moral . . . eine Herabminderung der englischen Flotte auf das Mass dessen, was nötig sei, um die englische Küste vor einer feindlichen Invasion zu bewahren. Er war ein energischer Gegner eines Schutzes der nationalen Arbeit durch Armee und Flotte . . .

Es bestehe weder Gefahr, dass England seine gelernten Arbeiter geraubt, noch, dass seine Fabriken durch einen Feind zerstört werden, solange seine Küste sicher ist gegen den Einfall einer feindlichen Seemacht . . .

Cobden hat Flotten und Flottenvermehrungen für überflüssige, ja schädliche Schutzmittel des Handels erklärt . . .“

so ist das zweifellos für die allgemeine principielle Auffassung der Cobdenschule richtig. Im Einzelfalle hat jedoch Cobden ebensogut auf der gerade entgegengesetzten Seite gestanden, so sehr, dass ihn die Times auf Grund eines im Winter 1898—99 zuerst veröffentlichten Briefes an Capitän Cowper Coles, R. N., sogar als einen seiner Zeit weit vorausgeeilten Verfechter der neuesten britischen Flottenpolitik feierten, die im Gegensatz zur alten Schule bekanntlich den defensiven Schutz der Küste für vollständig nichtsbedeutend ansieht, die vielmehr in ihrem ganzen Streben darauf fusst, dass England im Angriff auf offenem Meere allen Gegnern überlegen sein müsse, weil nur bei voller Freihaltung aller Meeresstrassen Industrie und Handel des Landes überhaupt weiter functionieren könnten.

Der für den Engländer charakteristische Brief verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wir lassen ihn daher im Wortlaut folgen. Zum besseren Verständnis schicken wir voraus, dass Capitän Coles der Erfinder des neuen Cupola-Schiffs war, und dass Cobden in seiner Gesellschaft die Docks und Befestigungswerke von Portsmouth besuchte. Ein Brief, der diesen Besuch beschreibt und Capitän Cowper Coles erwähnt, ist in John Morleys Life of Cobden abgedruckt. Unser Brief lautet:

„Midhurst, Oct. 30, 1864.

My dear Captain Coles, — I was absent from home when your letter reached, or would have answered it sooner.

I have read Captain Sherard Osborn's report on your turret vessel with the greatest interest. If we were governed in the interest of the great public instead of the great families this would involve an instant revolution in our defensive naval force. The old block ships would be superseded with a dozen turret coastguard ships, and every inland and fixed fortification, except those actually commanding entrances to harbours or great waterways, would be abandoned and destroyed. Instead of which, when I was lately on a visit to Seely, in the Isle of Wight, I found the first sod had been turned for a system of ten miles of military strategic roads to connect vast

earthworks and fortifications, all constructed on the assumption that an enemy had landed in force and taken possession of the island. What for? is a question that nobody answers! There is Osborne in the meantime, quite unprotected, with a neat jetty run out into the sea quite convenient for an enemy to land its boats' crews to carry off the Queen and Royal Family.

The whole of this scheme of inland fortification is the offspring of three old men's brains, whose united ages amounted to about 240 years—viz., Palmerston, Howard Douglas, and Burgoyne. A moment's thought from a modern point of view would show the absolute uselessness and waste of any such contrivances against the occupation of the interior of this country by an enemy's army. We derive food and subsistence for nearly half our population from abroad, and more than one-half of the raw material on which our manufacturers are employed is of foreign origin. If an enemy is our master at sea so as to be enabled to land an army and keep open his communications, he is capable of blockading us and starving us into subjection. He would therefore be a fool to land an army at all. We are like a garrison afloat, and our existence depends on our communications by sea being kept open. But the people who by birth divine govern us do not trouble their heads about such matters. Have you to be told that our fleet must be kept up for the sake of its quarter deck? What other object can there be in sending a wooden three-decker to the Mediterranean now? She certainly would never leave the protection of the batteries of Malta if we were to go to war with France or the United States.

If you and I and Captain Osborn had the power we could by a competent outlay of national capital, which the nation can well afford, contrive such a coast defence as would make us absolutely unassailable by sea, and the annual cost of which after the first outlay need not be one-third of what we are now spending. My own conviction is that if our whole fleet was what it ought to be, 30000 men are as many as you could possibly employ in a time of peace. But this is not the object of our rulers, and we should be very simple-minded to suppose that it is so. By the way, I have a theory that the demoralization, disease, and slacking of discipline in the seamen on the home stations (do greatly increase in number since poor old Charley Napier succeeded with his howl for a wooden Channel fleet) arise from the inability to find any show of employment for this multitude of men. There is something very demoralizing both to officers and men in the instinctive consciousness that they are of no use, and never can be turned to any useful purpose. Even among paupers it is found necessary to give them the elevating consciousness that they are working to some beneficial and successful end, and hence the avoidance of the old tasks of digging holes merely to fill them up again. Now such a crew as is required for a vessel like the Royal Sovereign would be braced up to its duty by the consciousness that *it represented the vital force of the nation*, and that upon its discipline and efficiency depended in the last resort the security of the nation.

You were fortunate in having such a man as Osborn to give the first trial to your turret principle. Surely his report must enable us to revolutionize the Navy some day. But these old men of 80 stop the way. Is there no way of reaching Mr. Gladstone through some professional man in whom he has confidence? Such M. P.'s as Sir Morton Peto should see Captain Osborn's report.

I hope your health is better, and that you are not being whipped to death with red tape.

Believe me yours truly,

R. Cobden."

Ist das noch derselbe Cobden, der nur die Küste geschützt sehen will, um nicht den Feind im Lande zu haben? Welch ein Hohn gegen die Mummelgreise Palmerston, Howard Douglas und Burgoyne, die auf englischem Boden grosse Verteidigungswerke errichten, während England längst verloren sei, wenn der Feind es auch nur umschliesse. „Alle diese Festungswerke im Inlande könnten aufgegeben und abgetragen werden, mit Ausnahme der Forts, welche den Eingang zu den Häfen und grossen Strömen beherrschen. Alle diese Inlandsschutzbauten verdanken wir Drei-alten-Männer-Gehirnen, die zusammen etwa 240 Jahre hinter sich haben... Ja, wenn wir regiert würden im Interesse

des Volkes, und nicht einzelner grosser Geschlechter, so würde sofort eine Revolution in unserer Wehrkraft zur See eintreten . . . Die Flotte ist die Lebenskraft der Nation, von ihrer Disciplin und Wirksamkeit hängt in letzter Linie der sichere Bestand der Nation ab . . . Nahrung und Subsistenz für fast die Hälfte unserer Bevölkerung beziehen wir von fremdher, mehr wie die Hälfte des Rohmaterials, das unsere Fabrikanten brauchen, ist fremden Ursprungs. Wenn ein Feind so seegewaltig ist, dass er überhaupt an Landung lenken und seine rückwärtigen Verbindungen aufrecht erhalten kann, dann kann er schon durch die Blockade uns zur Aushungerung und Unterwerfung bringen. Er wäre ein Thor, überhaupt erst Landungsversuche zu machen . . . Unsere Existenz hängt davon ab, dass unsere Seestrassen offen bleiben.“

Die Times bemerkten damals in einem commentierenden Leitartikel: „So schrieb Cobden 1864. Erst nach einem Vierteljahrhundert fanden die hier bekundeten Anschauungen — Anschauungen, wie sie sich aus unserer ganzen Seegeschichte von Gravelines bis Trafalgar siegend und zwingend ergeben — Ausdruck in unserer Flottenpolitik, als das Flottengesetz von 1889 zu stande kam.“

Die Naval Defence Act, der höchste Preis im internationalen Flottenwettrennen, in ihren Zielen, wenn auch nicht in ihren Einzelheiten — denn aus den Cobdenschen 30 000 Mann Friedens-Schiffsbesatzung sind unterdes über 100 000 geworden — vorausgeahnt, vorauserstrebt von Cobden, der 1836 dieselbe Küstendefensive predigte, die heute in England allgemein belächelt wird!

Man sieht, das Bild, das Brentano gezeichnet hat, bedarf der Correcturen. Es sind nicht „zwei Arten von Engländern“, die als Gewaltverherr und Gerechtigkeitsfanatiker mit einander ringen, sondern so ziemlich jeder Engländer hat — wenn man die übertriebene Wortfassung gebrauchen darf — heute cobden „Seeräuber“ im Busen, wie jeder Preusse seinen Gensdarmen. Selbst Cobden war unter Umständen weit davon entfernt: nur keinen Feind hereinzulassen.

Die Berliner Medicinische Gesellschaft. und die weiblichen Aerzte.

Von

Ignaz Zadek.

(Berlin.)

Motto: Tsching-Tschung-Chinaman schüttelt seinen Kopf.
Anderswo trägt man auch einen Zopf.

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1899. In der Aufnahmekommission der Berliner Medicinischen Gesellschaft ging es erregt zu. Etwas Entsetzliches war geschehen: ein femininum generis hatte sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Die 18 würdigen Herren der Commission, lauter Sanitätsräte oder Geheime Sanitätsräte, Medicinalräte oder Geheime Medicinalräte und Professoren, steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten, was in dieser schwierigen Lage zu machen sei. Dass dem Gesuch gewillfahrt werden könne, war natürlich von vornherein ausgeschlossen. Man denke an die Gefährdung der Sittlichkeit (natürlich der in Frage kommenden Damen!), an die Erniedrigung des Niveaus der Gesellschaft, an die Beschränkung in der Vorführung interessanter Fälle und in der Besprechung heikler Themata, wenn in dem Auditorium Frauen oder gar Mädchen sässen! Vor allem aber welch' ein Anreiz wäre das für das Frauenstudium, welch' ein Agitationsmittel für die gesetzliche Zulassung der Frauen zum

ärztlichen Beruf, wenn die angesehenste medicinische Körperschaft Deutschlands einem im Ausland approbiertem „Fräulein Doctor“ ihre Pforten öffnen und es damit — im Gegensatz zum Staat — als vollwertig gewissermassen legitimieren würde!

Ein angesehenes Mitglied, das gleichzeitig im Centralausschuss der ärztlichen Ständesvereine sass, hatte erst kürzlich eine Petition desselben an den Berliner Polizeipräsidenten unterzeichnet, worin derselbe darauf aufmerksam gemacht wurde, dass bei einer hiesigen Krankencasse für weibliche Angestellte drei im Deutschen Reiche nicht approbierte Doctorinnen, also „Curpfuscher“, seit langen Jahren als Aerzte thätig sind — gegen das Gesetz, und derselbe aufgefordert wurde, diesem Skandal ein Ende zu machen. Er beschwor die Herren Collegen „im Namen des Standesbewusstseins und der Standesehre“, die Berliner Medicinische Gesellschaft nicht in Gegensatz zu bringen zu den ärztlichen Ständesvereinen und forderte die Abweisung der „Curpfuscherin“ a limine — principiis obsta!

Ein unwürdiges Mitglied der Commission warf schüchtern ein, dass die Gefahr durch die Zulassung einer Dame zur Gesellschaft doch gar so gross nicht sei, ein anderes bemerkte, dass die Satzungen der Gesellschaft eigentlich keine rechte Handhabe gäben, um die Aufnahme zu verweigern.¹⁾ Aber ein Entrüstungsturm liess sie kaum ausreden — die Zurückweisung sei bereits beschlossene Sache, und wegen der Motivierung brauchten sie sich nicht die Köpfe zu zerbrechen — da würde schon Virchow helfen!

Und der Allmächtige half wirklich!

In der Generalversammlung am 4. Januar 1899 theilte Virchow der Gesellschaft mit, dass an die Aufnahmekommission die Frage herangetreter sei, weibliche Mitglieder aufzunehmen; „die Commission habe die Statuten darauthin geprüft und sich überzeugt, dass die Statuten von der Voraussetzung ausgehen, dass nur männliche Mitglieder in der Gesellschaft sind, und dass insbesondere auch die Bestimmung, dass ein Doctor rite promotus aufgenommen werden darf, auf eine Promota keine Anwendung finden kann.“

Die Versammlung vernahm auch diese Weisheit aus dem Munde ihres ersten Vorsitzenden mit stummer Bewunderung. Es war ja unzweifelhaft, dass die anfangs der sechziger Jahre gegebenen Statuten an weibliche Mitglieder nicht gedacht haben, sientemalen weibliche Aerzte erst ein Menschenalter später bei uns auftauchten.

Nicht ganz so respectvoll wurde die Gegenüberstellung der Endungen us und a aufgenommen. Prof. O. Rosenbach schrieb in der Nation, diese Begründung könne man nur als Ausdruck der schlimmsten Pedanterie, Haarspalterei und Altertümelei zurückweisen, vorausgesetzt, dass man eben bloss der Grammatik zu Liebe einen solchen Beschluss gefasst habe. Auch aus der Mitte der Versammlung erhob sich in der Folge Widerspruch — unnötig zu sagen, dass es wieder ganz respectlose Socialdemokraten waren, die es wagten, der Aufnahmekommission entgegenzutreten. So leichten Kaufes, wie sie es sich gedacht, sollte diese denn doch nicht davon kommen. Indem wir Grammatik Grammatik sein liessen, beantragten wir, dem § 4 der Satzungen folgende, auch von der Aufnahmekommission nicht misszuverstehende Fassung zu geben:

Ordentliche Mitglieder der Gesellschaft können alle in Berlin oder dessen Umgebung wohnhaften approbierten Aerzte oder Aerztinnen oder rite promovierte doctores medicinae werden.

Nachdem der Vorstand es abgelehnt hatte, zu dieser Statutenänderung eine ausserordentliche Generalversammlung zu berufen — welches Recht der Vorstand allein nach der Geschäftsordnung der Gesellschaft hat (!) —, kam unser Antrag erst ein Jahr später, in der Generalversammlung am 10. Januar 1900 zur Verhandlung.

In diesem Jahre war aber die Sachlage eine wesentlich andere geworden. Der Bundesrat hatte beschlossen, Frauen zur ärztlichen Staatsprüfung zuzulassen, und bereits hatte die Universität Heidelberg diesen Beschluss in die Praxis umgesetzt.

¹⁾ § 4 der Satzungen lautete bisher: Ordentliches Mitglied der Gesellschaft kann jeder in Berlin oder dessen Umgebung wohnhafte approbierte Arzt oder Doctor medicinae rite promotus werden etc.

Nunmehr war auch die Aufnahmekommission der Berliner Medicinischen Gesellschaft zu der Erkenntnis durchgedrungen, dass die Grammatik allein zur Begründung der Zurückweisung eines weiblichen Arztes nicht genüge. Sie befand sich vor der schwierigen Aufgabe, ihren abweisenden Beschluss aufrecht erhalten zu müssen, trotzdem, dass der § 4 der Satzungen keinen Grund für die Abweisung enthielt.

In dieser Verlegenheit half wiederum — der Vorstand, indem er seinerseits unserm Antrag auf Statutenänderung einen andern entgegenstellte. Der Vorstand beantragte, den § 4 zu ändern dahin:

Ordentliches Mitglied der Gesellschaft kann nur ein für das Deutsche Reich approbierter Arzt werden.

Damit war die Endung unendgiltig fallen gelassen und das Princip der Abweisung weiblicher Mitglieder aufgegeben. Der Antrag des Vorstandes bedeutete den Rückzug vor der kommenden Aerztin, um der immanenten Gefahr der Zulassung der gegenwärtigen Aerztinnen zu begegnen.

Aber der Antrag des Vorstandes bedeutete ausserdem einen offenbaren Rückschritt gegenüber der bis auf den heutigen Tag geübten Toleranz bei der Aufnahme von Mitgliedern. Thatsächlich zählte die Berliner Medicinische Gesellschaft zu ihren Mitgliedern eine Reihe von überhaupt nicht oder nur im Ausland approbierten, österreichischen, schweizerischen, russischen, japanischen etc. Doctoren der Medicin, die bei der bisherigen Fassung des Aufnahmeparagraphen anstandslos Aufnahme finden konnten und Aufnahme gefunden hatten. Jetzt zum ersten Male sollte eine Grenzsperr errichtet werden, nicht mehr lediglich die wissenschaftliche Qualifikation, sondern die staatlichen Legitimationspapiere sollten darüber entscheiden, ob der Einlass Begehrende Mitglied der Gesellschaft werden konnte.

Die Generalversammlung vom 10. Januar 1900 war vielleicht die besuchteste und jedenfalls die stürmischste in der Geschichte der Gesellschaft; weit über 600 Aerzte füllten Saal und Tribünen. Bei Begründung unseres Antrages wiesen wir nachdrücklichst auf die reactionäre Seite der vom Vorstand beantragten Fassung hin. Die Wissenschaft sei international und die Berliner Medicinische Gesellschaft kein Standesverein, sondern eine wissenschaftliche Vereinigung, die jeden, der lernen oder lehren will, willkommen heissen müsse. Wir wiesen auf die Härten hin, die mit diesem Antrag verbunden seien. Es ist ja gar nicht einzusehen, warum pathologische Anatomen und Bakteriologen, Pharmakologen und Chemiker von Fach die Approbation als praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer erwerben müssen, und doch braucht die Gesellschaft solche Mitarbeiter. Wir wiesen auf die Härten hin gegenüber ausländischen, auf die Lehrstühle unserer Universitäten berufenen Docenten, welche nach dem Antrag des Vorstandes ausgeschlossen werden müssten, ebenso wie z. B. die auswärtigen Badeärzte, die im Winter an den Sitzungen der Gesellschaft teilnahmen. Wir wiesen insbesondere auf die Härte dieser Bestimmung gegenüber denjenigen hin, welche bisher überhaupt nicht die Möglichkeit hatten, bei uns die Approbation zu erwerben, und fragten, ob die Frauen, welche wissenschaftlichen Ernst und Energie genug besessen hätten, sich im Ausland die Vorbildung zu holen, die das Vaterland ihnen versagte, nicht ganz besonders unsere Anerkennung verdienten. Nicht enger als bisher, sondern noch weiter müssten die Grenzen für die Zulassung gezogen werden, wir hätten überhaupt nicht zu fragen, woher jemand seine wissenschaftliche Ausbildung hätte, und auch „Curpfuscher“, die uns und die leidende Menschheit neue Wege gelehrt hätten, einen Thure-Brandt, Hessing u. a., mit Freuden in unsere Gesellschaft aufzunehmen.

Die Ausführungen des Vorsitzenden zur Begründung seines Antrages — pardon! des Antrages des Vorstandes — bewegten sich um den Satz: „Was das Deutsche Reich anerkennt, soll auch für uns Grundlage unserer Thätigkeit sein.“ Damit stellte sich der international-reactionäre Virchow des Jahres 1900 in schroffen Gegensatz zu dem international-revolutionären Virchow des Jahres 1848, welcher damals in der Medicinischen Reform eben diesen „Polizeistandpunct“ mit den Worten gezeisselt hatte: „Statt die Unwissenden und Ungeschickten für Curpfuscher zu erklären, denunciirt man die Ungeprüften“.

Die übrigen Antragsteller — es waren nicht weniger als drei weitere Abänderungsanträge zu § 4 aus der Mitte der Gesellschaft gestellt worden — begnügten sich, mehr oder weniger gute Witze zu machen, die ein dankbares Publicum fanden.

Eine Discussion fand überhaupt nicht statt, nachdem die Antragsteller zu Worte gekommen. Ein Schlussantrag, gestellt von einem dem Vorstand nahestehenden Herrn Professor — in der Berliner Medicinischen Gesellschaft verfügen wir über zwei solcher Schlussmacher — wurde von der allzeit getreuen Vorstandsmajorität angenommen. Dieselbe Majorität wollte aber auch das Schlusswort unseres Redners nicht mehr anhören und vollführte deshalb bei dessen Ausführungen einen derartigen Spectakel, wie ihn die Gesellschaft bisher noch nicht gehört hatte. Bei der Abstimmung blieb unser Antrag mit etwa 150 Stimmen in der Minorität, der des Vorstandes wurde angenommen.

Und das Facit?

Die Aerztin, die den Mut besessen hat, sich als Erste um die Aufnahme in die Gesellschaft zu bewerben, kann mit der Wirkung vollauf zufrieden sein. Nicht nur, dass sich der Gesamtvorstand der Gesellschaft durch die Berufung auf die Grammatik vor aller Welt blamiert hat, veranlasste unser Vorgehen eine Statutenänderung, welche die demnächst im Deutschen Reich approbierten Aerztinnen den männlichen Collegen bei der Aufnahme ohne weiteres gleichstellt.

Und was wird aus den bisherigen Mitgliedern der Gesellschaft, welche nicht im Deutschen Reich approbiert sind? Wird der Vorstand die Consequenzen seines Antrages ziehen und dieselben aus der Gesellschaft weisen? Der Vorstand scheint diese Absicht nicht zu haben. Im Gegenteil, er hat diesen Herren vertraulich mitteilen lassen, dass die Spitze seines Antrages sich nicht gegen sie, sondern ausschliesslich gegen die weiblichen im Ausland approbierten Aerzte richte.

Glaubt der Vorstand im Ernst, auf die Dauer dieses zweierlei Mass für die beiden Geschlechter aufrecht erhalten zu können?

Einige allerdings etwas dunklen Ausführungen Virchows²⁾ scheinen darauf hinzuweisen, dass die Absicht besteht, in Zukunft auch nicht hier approbierte Aerzte, vielleicht als ausserordentliche Mitglieder, zuzulassen. Wir erwarten, dass nach dem Eintritt im Deutschen Reich approbierter Aerztinnen auch den nicht durch ihre Schuld im Ausland approbierten Pionieren des Frauenstudiums, die jenen erst die Bahn gebrochen haben, bei einer erneuten Meldung zur Aufnahme in die Gesellschaft kein weiteres Hindernis in den Weg gelegt werden wird, andernfalls wir den Vorstand auffordern werden, ohne Ansehen des Geschlechts die Consequenzen seines Antrages zu ziehen.

Bei nüchterner Betrachtung sind diese Vorgänge innerhalb der Berliner Medicinischen Gesellschaft, dieser Sturm im Glase Wasser, für die Leser der Socialistischen Monatshefte, wie für die Oeffentlichkeit überhaupt von nur geringem Interesse und gar keiner Bedeutung. Immerhin sind sie charakteristisch genug für den Zunft- und Zopfgeist unter den Medicinern der Weltstadt Berlin am Ausgang des XIX. Jahrhunderts, um eine Besprechung derselben zu rechtfertigen.

Sociale Betrachtungen im Anschluss an Zolas Fécondité.

Von

Ludwig Mann.

(Berlin.)

Zola hat mit seinem neuesten Werke¹⁾ ein neues Gebiet betreten. Hat er bisher in fesselndster Weise sich damit beschäftigt, uns das menschliche Leben

²⁾ „Ob wir daneben noch eine provocierende Thätigkeit entwickeln wollen, um Weiteres zu erreichen, das ist nicht ausgeschlossen. Darüber entscheidet nicht das Statut... Eine weitere Forderung wird dadurch nicht abgeschnitten.“

¹⁾ Emile Zola: Les quatre Evangiles. I. Fécondité. Paris 1899; Eugène Fasquelle, Editeur.

in seinen verschiedensten Formen und unter den mannigfaltigsten Bedingungen vorzuführen, so sagt schon der Titel des soeben begonnenen neuen Cyklus, dass wir uns nun auf etwas ganz anderes, auf „Evangelien“ gefasst machen sollen. Zola hat in seiner Fécondité die Apotheose der fruchtbaren Familien schreiben wollen, und ganz wie ein Evangelist ist er dabei vorgegangen, Wahrheit und Dichtung, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Glaubliches und Unglaubliches hat er aneinandergereiht, um die Strahlenkrone seiner Helden glänzender zu machen und um ihre Gegner zum Untergang zu führen. War demgemäss bis jetzt eine Beurteilung der Werke Zolas nur vom künstlerischen Standpunkte aus gerechtfertigt, so fordert sein neues Werk vor allem die Kritik seiner socialen Lehren heraus.

Wir begleiten auf den 751 Seiten des Buches die Familie Froment und einige andere Familien durch einen Zeitraum von 63 Jahren. Mathie Froment ist als Zeichner in der Maschinenfabrik seines Verwandten Beauchêne angestellt; sein Einkommen ist gering, und seine Familie vergrössert sich stetig. Als er nun vier Kinder hat, dringen alle seine Freunde und Verwandten in ihn, nun doch endlich ihrem Beispiele zu folgen und der allzugrossen Fruchtbarkeit ein Ziel zu setzen. Vergebens! Er glaubt fest an die grosse, siegriche und schöpferische Kraft der All-Mutter Natur, die nicht mehr Wesen ins Leben treten lässt, als ihre Nahrung finden können. Darum prallen alle guten Ratschläge wirkungslos an ihm ab. Er fährt fort, zu zeugen, und er bringt es in der That im Laufe der Zeit zu der stattlichen Zahl von 12 lebenden Kindern. Diese erben sämtlich von ihm die Gabe der Fruchtbarkeit, und als endlich am Schlusse des Buches das Ehepaar Froment die diamantene Hochzeit begeht, da sieht es sich umgeben von 158 Kindern, Enkeln, Urenkeln u.s.w. Aber auch das sind noch nicht alle: drüben, irgendwo im Centrum von Africa, hat einer der Söhne, der jung ausgewandert ist, ein fruchtbares Land entdeckt und besiedelt, und dort ist die Familie wiederum auf 23 Köpfe angewachsen. Nun fragt sich der Leser unwillkürlich: wie hat ein kärglich besoldeter Zeichner es fertig gebracht, eine so zahlreiche Familie nicht nur zu ernähren, sondern sogar zu grossem Reichthum zu bringen? Nun, das geht in Märchen sehr leicht. Da war ein riesiges Terrain von Brachland, theils sumpfig, theils sandig. Seit Jahrhunderten waren alle Versuche, es zu bebauen, gescheitert, und der Besitz war für den Eigentümer beinahe eine Last. Alles hatte nur auf Herrn Froment gewartet: mit seinem berühmten Glauben an die Güte der Natur giebt er seine Stelle auf, kauft das Stück Land, und was seit Jahrhunderten keinem gelang, ist für ihn ein Leichtes. Ihm giebt die Erde, was sie anderen versagt hat, denn er ist ihr in Liebe zugethan. Und — wenn der Glaube Berge versetzen kann, warum soll da die Liebe nicht aus Kieselsteinen Brot machen können? So kommt Herr Froment, der Fruchtbare, zu blühendem Wohlstand, während um ihn her alle jene, die freiwillig die Kinderzahl beschränken, elend zu Grunde gehen.

Da sind zuerst die Beauchêne, Inhaber der Maschinenfabrik. Sie haben einen Sohn und wollen sich darauf beschränken, um ihm das grosse Erbe ungeteilt hinterlassen zu können. Mit aller Sorgfalt wird er aufgezogen, bleibt aber immer schwächlich und stirbt schliesslich im Alter von 21 Jahren plötzlich. Der Vater, der für seine Frau niemals sonderlich viel empfunden hatte, war, das unvollkommenen Geschlechtslebens im eigenen Heim müde, längst einem

ausschweifenden Leben verfallen und hatte auch mit einer seiner Arbeiterinnen ein ausserheliches Kind. Als nun der Sohn und Erbe stirbt, wenden die Eltern alles daran, noch ein Kind zu bekommen; es ist zu spät. Da ist der Ruin unaufhaltsam: der Mann geht in neuen Ausschweifungen zu Grunde, die Frau wird von ohnmächtiger Wut bis zum Verbrechen getrieben. Das Schicksal der Familie aber ist nicht aufzuhalten; alle Pläne werden zu Schanden, und Erbe der Fabrik wird ein Sohn jener Froment, der als Angestellter darin thätig war.

Da sind die Morange. Von seiner ehrgeizigen Frau angestachelt, kennt der geistig völlig unselbständige Mann kein höheres Ziel, als für die einzige Tochter eine so hohe Mitgift zusammenzubringen, dass sie bei ihrer einstigen Verheiratung die höchsten Ansprüche stellen dürfte. Darum muss das Kind aber unbedingt das einzige bleiben. Als sich nun trotz aller Vorsichtsmassregeln doch eine neue Schwangerschaft einstellt, sehen die Menschen keinen anderen Ausweg, als den künstlichen Abort. Hierbei stirbt die Frau an Verblutung. Die Tochter wird vom Vater erzogen, kommt in schlechte Gesellschaft und sieht sich endlich auch zu einer heimlichen Operation gezwungen, an der sie zu Grunde geht.

Eine dritte Familie sind die Séguin. In Reichtum schwelgend leben sie nur ihren Vergnügungen. Schon ihre zwei Kinder sind ihnen eine Last; dennoch stellt sich ein drittes ein. Rasend vor Wut lässt der Mann, ein brutaler Egoist, sich zu den schlimmsten Aeusserungen seiner Frau gegenüber hinreissen. Bald sucht er Zerstreuung ausser dem Hause, um schliesslich mit einer Geliebten in dasselbe zurückzukehren. Inzwischen hat er auch die Frau einem Hausfreund in die Arme getrieben. Zu viere leben sie jetzt im Hause, vor den Augen der Kinder spielen sich die schmachvollsten Szenen ab. So geht allmählich auch das Vermögen verloren, der Sohn wird Soldat, die eine Tochter geht ins Kloster, die andere heiratet einen der Froments.

Es sind das nicht die einzigen Familien, an denen uns Zola den Fluch der freiwilligen Unfruchtbarkeit zeigen will. Die Lepailleur, die Angelin sind weitere Beispiele. Eine Sonderstellung nimmt die Baronesse de Lowicz ein, eine junge, reiche und schöne Wittwe, die ihr ganzes Leben der Befriedigung ihres lebhaften Geschlechtsbedürfnisses widmet. Um vor den Folgen ganz sicher zu sein, lässt sie sich die Eierstöcke entfernen und geht nun an einer von Zola eigens für diesen Zweck erfundenen Krankheit zu Grunde²⁾.

Analysieren wir nun die einzelnen Factoren, die zum Untergange der freiwillig unfruchtbaren Familien bei Zola führen, so lässt sich ohne Schwierigkeiten zeigen, dass in keinem einzigen Falle die freiwillige Unfruchtbarkeit mittelbar oder unmittelbar die Ursache des Verfalles bildet. Wir haben dieselbe vielmehr in jenen Eigenschaften des Charakters oder des Milieus zu suchen, die ihrerseits ebenso erst die Gründe für eine gewollte Einschränkung der

²⁾ Die medicinischen Kenntnisse unserer modernen Schriftsteller sind durchweg nicht berühmt. An und für sich ist das gleichgiltig, denn man liest ihre Werke nicht, um daran medicinische Studien zu machen. Sobald aber solche Ausführungen als Argumente dienen sollen, wäre wohl zu verlangen, dass die Autoren sich auf den Boden des Thatsächlichen stellen. Dieser körperliche und geistige Verfall, wie ihn Zola in zwei Fällen nach der Castration von Frauen eintreten lässt, ist in der That nicht beobachtet. Den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft siehe hierüber in Veit: Handbuch der Gynäkologie, II, pag. 738.

Kinderzahl darstellen. Bald ist es brutale Genusssucht, die durch nichts eingeschränkt sein will, bald ist es Ehrgeiz, das Streben nach Macht und Reichtum. Zola vergisst aber ganz, dass es durchaus andere Gründe sind, die in den meisten Fällen den Wunsch nach Beschränkung der Fruchtbarkeit hervorrufen: dass es meist ökonomische Schwierigkeiten, Not und Elend sind, die den Trieb der Mutterliebe in sein Gegenteil verwandeln. Nicht allen gegenüber ist Mutter Natur so freigebig, wie bei Mathieu Froment. Es denke doch einmal jeder an seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. Wie wenige Fälle lassen sich wohl im Ganzen zusammenbringen, wo mit wachsender Kinderzahl der Wohlstand gestiegen ist, und wie erdrückend zahlreich sind dem gegenüber jene Familien, in denen jedes neue Kind eine neue, schwere Last darstellt, einen ungebeten Gast an der Tafel des Lebens, den niemand froh willkommen heisst! Das Leben ist hart und rau; aus Märchen, und wären sie noch so schön und noch so gut erzählt, dürfen wir nicht Anwendungen auf die Wirklichkeit machen wollen! Mathieu Froment proclamiert selbst den Grundsatz, kein neues Kind in die Welt zu setzen, bis die Subsistenzmittel für dasselbe bereitet sind. Will man diesem Princip folgen, so wird gar manches Kind ungeboren bleiben müssen. Für Froment freilich ist die Natur eine gütige, segenspendende Ernährerin, an die sich keiner vergebens wendet. Den meisten Menschen aber muss die Natur als Bestie erscheinen, die unführend ihr Spiel treibt mit Werden und Vergehen.

Man hört so oft die Phrase, dass es „unnatürlich“ sei, eine Befruchtung zu verhindern. Absolut genommen ist das richtig; man sei aber consequent. Ueberlässt man das Entstehen der Wesen dem Walten der Natur, ohne in ihr zufälliges Wirken eingreifen zu wollen, nun, dann muss man es auch der Natur überlassen, dieselben Wesen zu vernichten, wie es ihr beliebt. Lässt man die Natur blind über sich walten, so giebt man mit einem Schlage alles auf, was die Menschheit in jahrtausendelanger Entwicklung kämpfend errungen. Denn worauf anderes baut sich unsere ganze Cultur und Civilisation auf, als auf der Beherrschung der Natur? Wind und Wasser, Elektrizität, Scawerkraft und magnetische Energie hat der Mensch gelernt sich dienstbar zu machen, die wilden Gewalten in der Natur hat er in seine Wege gezwungen, und nun sollte er Halt machen vor einer Kraft, die in ihrem innersten Wesen nicht geheimnisvoller, in ihren Aeusserungen nicht elementarer ist, als jene anderen? Das hat der Mensch sich in seinen langen Kämpfen als Recht erworben, dass er die Natur beherrschen darf, wo er es kann! Und an diesem Rechte muss festgehalten werden, trotz aller reactionärer Einwendungen, die sich so gern ein ideales Mäntelchen umhängen.

In den endlosen und sich beständig wiederholenden Predigten über seinen Haupttext fasst Zola noch sehr geschickt die furchtsamen Gemüther dadurch an, dass er die verschiedenartigsten Dinge zusammenwirft. Vorbeugung der Empfängnis, künstlicher Abort, Kindestötung bei der Geburt und die sogenannte Engelmacherei stehen da vollkommen auf einer Stufe. Freilich, für Zola sind das alles gleiche Sünden wider den heiligen Geist seiner Fruchtbarkeitslehre. Aber, bei Licht betrachtet, ist es doch wohl ein grosser Unterschied, ob man ein schon als Individuum — wenn auch unfertig — existierendes Wesen vernichtet, oder ob man nur verhütet, dass die Bedingungen für das Entstehen eines solchen Wesens eintreten. Zola kann und darf solche

Unterschiede nicht machen, denn er strebt nach Hebung der Bevölkerungsziffer: für die sociale Entwicklung Frankreichs ist sie zur Zeit eine Lebensfrage. Wir aber dürfen ruhiger und objectiver urtheilen. Selbst unsere grössten Chauvinisten haben noch nicht Veranlassung genommen, über einen Rückgang der Bevölkerungsziffer zu klagen. Und doch sind grosse Kreise des Volkes schon längst mit den Mitteln zur Verhütung der Empfängnis vertraut und wenden diese Mittel in ausgiebigster Weise an. Es sind das wesentlich die Kreise des besser situirten Bürgerstandes und die Finanz- und Gelehrtenkreise. Gewöhnt, gewisse Ansprüche an Comfort und Luxus in der Lebensführung zu stellen, bedeutet in diesen Familien eine grössere Zahl von Kindern ein Hemmnis, eine Unbequemlichkeit. Demgemäss beschränkt man sich meist auf zwei bis drei Kinder. Diese können dann mit umso grösserer Sorgfalt und grösseren Kosten erzogen und ausgebildet werden, und bei der Erbtheilung entfällt auf den Einzelnen immer noch ein ziemlich grosser Bruchtheil des elterlichen Vermögens. So bedeutet für diese Classe der Bevölkerung die Verhütung allzugrosser Fruchtbarkeit ein Mittel der Selbsterhaltung, das innerhalb der Classe die Qualität auf Kosten der Quantität zu fördern geeignet ist. Freilich liegen unserer Bourgeoisie solche idealen Motive ziemlich fern. In der Mehrzahl der Fälle ist es wohl lediglich die Sorge um die persönliche Bequemlichkeit, die den Ausschlag giebt. In den Kreisen der weniger vermögenden Intelligenz ist dagegen auch zweifellos die Rücksicht auf die zukünftige Entwicklung der Kinder mit bestimmend, daneben auch das sehr berechtigte Verlangen der Frau, ihre eigene Individualität nicht völlig aufgeben zu müssen.

Anders in den breiten Schichten der Arbeiterclassen. Hier spürt man weiter kein Verlangen nach Eindämmung der meist übergrossen Fruchtbarkeit. Hier sind die zahlreichen Familien die Regel. Aber mit der Zahl der Geburten steigt auch in erschreckendem Verhältnis die Zahl der Todesfälle, besonders die Kindersterblichkeit. Unter den primitivsten Existenzbedingungen, in engen, luft- und lichtlosen Wohnungen, bei ungenügender Ernährung und Körperpflege und bei gänzlichem Mangel aller hygienisch wichtigen Einrichtungen, zusammengedrängt in einen einzigen Raum, der den verschiedensten Zwecken gleichzeitig dienen muss, unter solchen Verhältnissen ist eine gedeihliche Entwicklung der Kinder in körperlicher und geistiger Hinsicht eine Unmöglichkeit. Hier hält der Würgeengel stets seine reichste Ernte. Hier aber leiden Quantität und Qualität in gleicher Weise. Und auch die Eltern werden in Mitleidenschaft gezogen. Erschöpft von den ewigen Schwangerschaften und Wochenbetten, von den Anstrengungen des stets wachsenden Haushalts, unfähig, sich jemals genügend zu pflegen und auszuruhen, dabei meist noch zur Mitarbeit im Erwerbsleben gezwungen, sind die Arbeiterfrauen meist schon zu einer Zeit körperlich und geistig gebrochen, wo die Frauen der wohlhabenden Stände sich noch in ihrer Blütezeit befinden. Die Männer wiederum, unfähig, den stets wachsenden Bedürfnissen der Familie gerecht zu werden, finden auch in ihrem Heim, wenn sie müde von der Arbeit zurückkehren, nicht gerade Friede und Frohsinn. So werden sie entweder zur Ueberarbeit, d. h. zum vorzeitigen Verbrauch ihrer Kräfte gedrängt, oder sie suchen in der Verzweiflung Trost im Alkohol.

Haben denn nun die arbeitenden Classen selbst noch gar nicht das Empfinden für diesen Factor in ihrer Lebensführung? Ohne Zweifel beginnt bei den intelligenteren und einsichtigeren Elementen schon vielfach der Wunsch nach

Beherrschung der Fruchtbarkeit aufzudämmern. Hier aber stellt sich ein anderes Hindernis, scheinbar klein und doch meist unüberwindlich, entgegen: es fehlt an der Kenntnis der Mittel und Wege. Und es fehlt vor allem an Leuten, die im gegebenen Falle bereit wären, Belehrung, Rat und Hilfe denen zu erteilen, die danach suchen. Hier ergäbe sich ein dankbares Feld der Thätigkeit für die socialistischen Aerzte; sie wären dazu berufen, auch für diesen Zweig der Arbeiterhygiene Propaganda zu machen.

Nun fällt es mir natürlich nicht ein, zu behaupten, dass mit der Beschränkung der Kinderzahl die sociale Not aus der Welt geschafft werden könne, wie uns dies die sog. Neo-Malthusianer so gern glauben machen möchten. Aber es würde dadurch ein retardierendes Moment in dem Emancipationskampfe des Proletariats beseitigt werden. Und, was das Wichtigste ist: die Bevölkerungsfrage wird auch in der socialistischen Gesellschaft noch eine Rolle spielen. Wenn es keine Classenkämpfe mehr geben wird, dann wird die Regelung der Geburten vielleicht ausschlaggebend sein für die gesamte culturelle Entwicklung. In früheren Jahren haben sich Socialisten zuweilen mit dieser Frage beschäftigt und haben, bei aller gebührenden Zurückweisung des Malthusianismus, eine Notwendigkeit der Geburtenbeschränkung für die Gesellschaft der Zukunft anerkannt. So schrieb z. B. Kautsky im Jahre 1881: „... die Emancipation der Frau wird das Bevölkerungsproblem lösen Wenn nicht national-ökonomische, so werden physiologische Erwägungen, die Schädlichkeit zu schnell sich wiederholender Geburten, die Gefahren der Schwangerschaft, die Schmerzen des Gebärens die freie und über ihren Körper unterrichtete Frau dahin führen, Mittel anzuwenden, um allzu häufige Empfängnisse zu vermeiden. Nicht die Liebe, wohl aber die Zahl der Geburten wird sich durch die Befreiung der Frau vermindern. Dies, d. h. die Einführung des präventiven Verkehrs, ist die einzige Möglichkeit der Lösung der Bevölkerungsfrage. Weisen wir diesen zurück, dann stehen wir vor der furchtbaren Alternative: entweder der Liebe zu entsagen oder Laster und Elend für unausrottbar zu erklären. Eines ist so entsetzlich wie das andere.“³⁾

Ein einziges Bedenken noch könnte gegen die künstliche Beschränkung der Geburten geltend gemacht werden. Wissen wir jemals, was es gerade für Individuen geworden wären, deren Entstehung wir verhindern? Verschieben wir nicht vollkommen den Kampf ums Dasein, der zum Ueberleben der Bestangepassten führen würde? Nun, der Kampf ums Dasein ist für die Species Mensch in seiner einfachen Form längst aufgehoben. Unsere Lebensbedingungen sind so complicierte geworden, dass von Bestangepassten ganz allgemein überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Wir erachten es ja für ein oberstes sociales Princip, jedes einmal ins Leben getretene Individuum mit Aufgebot aller Mittel am Leben zu erhalten; wie gut oder schlecht angepasst dieses Individuum unseren socialen Zuständen sein mag, bildet für uns keinen Gegenstand der Erwägung. Und in unserem socialen Körper findet sich in der That eine solche Vielseitigkeit der Functionen, dass für jede Art von Veranlagung ein Ort der Bethätigung zu finden sein dürfte. Dazu kommt, dass wir bei dem freien Schalten des Kampfes ums Dasein um nichts gebessert sind. Wenn im Sommer der Darmkatarrh die

³⁾ Karl Kautsky: Tschernischewskij und Malthus. Richters Jahrbuch für Socialwissenschaft und Socialpolitik. II. Jahrgang; pag. 86.

Säuglinge decimiert, dann bleiben unter gleichen Bedingungen diejenigen Kinder am Leben, deren Magen und Darm am widerstandsfähigsten ist. Das sind dann die „Bestangepassten“, das ist die natürliche „Auslese“ durch den Kampf ums Dasein. Aber haben wir an einer Auslese nach solchen Gesichtspunkten ein Interesse? Ist es da nicht im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung der Menschheit unendlich viel rationeller, nur so viele Kinder ins Leben treten zu lassen, wie dort Aussicht haben, sich gesund und kräftig zu entwickeln? Wenn jedes Elternpaar die Zahl seiner Kinder der Menge seiner Existenzmittel anzupassen versteht, dann werden die Geborenen unter günstigeren Bedingungen heranwachsen, und es wird ein kräftigeres, gesünderes Geschlecht entstehen. Die Qualität muss verbessert werden auf Kosten der Quantität. Denn nur die Qualität entscheidet, sowohl im Concurrenzkampf der Einzelnen, wie der Völker.

Rundschau.

Oeffentliches Leben.

Genossenschaftsbewegung. (Jahresberichte — Verschmelzung der Leipziger Vereine — Der Kampf gegen die Umsatzsteuer — Genossenschaftliche Schiedsgerichte — Organisation des gemeinschaftlichen Einkaufs — Unsere Englandsreise — Ein Handbuch für Consumvereine.) Die jetzt in den verschiedenen genossenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten Jahresberichte deutscher Consumvereine geben ein überaus erfreuliches Bild von den raschen Fortschritten der Bewegung. Fast überall finden wir einen Zuwachs an Mitgliedern, eine Vermehrung des Umsatzes, eine Vergrößerung des Reingewinns verzeichnet. So erzielte der Chemnitzer Consumverein, der hinsichtlich seines Umsatzes den siebenten Platz in Deutschland einnimmt, in seinem letzten, nur 11 Monate zählenden Geschäftsjahre einen Umsatz von fast 3 Millionen Mark, was, auf die entsprechende Zeit des Vorjahres berechnet, eine Steigerung von 200 000 Mk. bedeutet. Der Reingewinn betrug fast 400 000 Mk.; es wurde daraus für Warenumsatz eine Dividende von 14 % und für Rabattmarken eine solche von 5 % verteilt. Die Mitgliederzahl stieg von 11 662 auf 12 081 Personen. Der Durchschnittsumsatz pro Kopf betrug also 230 Mk. und ist gegen das Vorjahr nicht unerheblich gestiegen. Der Verein hatte die colossale Summe von 33 635 Mk. Steuer zu zahlen. Aehnlich klingen die Berichte aus den meisten anderen Vereinen.

In Leipzig fand, wie der Wochenbericht deutscher Consumvereine in No. 3 dieses Jahrgangs mitteilt, am 2. Januar die Ver-

schmelzung des Leipzig-Plagwitzer Consumvereins (des zweitgrössten von ganz Deutschland) mit dem Consumverein für die Ostvorstadt Leipzig statt, wodurch der erste grosse Schritt zur Vereinigung sämtlicher Leipziger Consumgenossenschaften gethan ist. Der Verein zählt jetzt nach der Verschmelzung 25 722 Mitglieder. Die Zahl der Verkaufsstellen beträgt 44, wovon 38 dem Verkauf von Colonialwaren, 5 dem von Manufacturwaren und 1 dem von Schuhwaren dienen. Beschäftigt werden zur Zeit 533 Personen, und zwar 2 Geschäftsführer, 1 Cassierer, 1 Controleur, 1 Einkäufer für Manufacturwaren, 12 Comptoiristen, 6 Expedienten, 2 Bäckermeister, 56 Bäcker, 1 Mühlenverwalter, 1 Obermüller, 9 Müller, 44 Lagerhalter, 253 Verkäuferinnen, 17 Kutscher, 59 Markthelfer und Arbeiter, 59 Arbeiterinnen, 3 Maschinisten und 6 Handwerker. Die Raumverhältnisse in dem Hauptlager und der Bäckerei sind infolge der rapiden Vergrößerung vollständig ungenügende. Es wird daher die Fertigstellung des neuen Bäckerei- und Mühlengebäudes mit allen Kräften betrieben. Die Aufstellung der 18 neuen Backöfen sowie die Montierung der 500 Pferdekräfte starken Dampf- und elektrischen Kraft- und Lichtenanlage sind in vollem Gange. Ein wahrhaft herzerfreuendes Bild genossenschaftlicher Leistungsfähigkeit, genossenschaftlichen Strebens!

Leider ist es den sächsischen Consumvereinen nicht vergönnt, ihre Kräfte nur auf den friedlichen Ausbau ihrer Organisationen zu verwenden. Sie befinden sich in beständigem Kampfe mit Behörden, mit der Regierung, kurz mit allem, was man als die Vertretung der herrschenden Classen in Sachsen bezeichnen kann. Besonders ist es

der Kampf gegen die Umsatzsteuer, der unseren sächsischen Genossen zu schaffen macht. Während Hessen den einzig consequenten und logischen Standpunkt einnimmt, die Consumvereine, die nur an Mitglieder verkaufen, als nicht Gewerbetreibende anzusehen und daher überhaupt nicht zur Steuerheranzuziehen, während andere Staaten, wie Württemberg und die thüringischen Staaten, ebenso auch der Hamburger Senat es wenigstens abgelehnt haben, den Wünschen besonders eifriger Mittelstandsretter nach einer Extrabesteuerung der Consumvereine entgegenzukommen, hat es die sächsische Regierung für ihre Pflicht gehalten, auch in dieser Beziehung an der Spitze des Culturrückschritts zu marschieren. Obgleich die sächsischen Consumvereine ohnehin schon in keineswegs milder Weise zur Steuerzahlung herangezogen werden (so bezahlte der Leipzig-Plagwitzer Verein im Geschäftsjahre 1898—99 eine Steuer von 36 678 Mk., darunter 1238 Mk. Kirchensteuer), hat das sächsische Ministerium durch die bekannten Verordnungen vom 12. Mai 1896 und 7. Mai 1897 es den Gemeinden freigestellt, Consumvereine noch mit einer Extrasteuer bis zu 2 % ihres Umsatzes zu belegen. Von dieser Freiheit haben bislang 21 Gemeinden, und zwar mit einer Ausnahme auch gleich in der höchsten zulässigen Höhe Gebrauch gemacht. Natürlich haben sich die Consumvereine diese Drangsalierung, die einer Wegescamotierung von ca. 20 % der an die Mitglieder zur Verteilung kommenden Ersparnisse gleichkommt, nicht ruhig gefallen lassen. Sie haben eine Reihe von Protestversammlungen abgehalten, sie haben sich mehrfach mit Eingaben und Petitionen an die Gemeindebehörden, an die Kammern, an den Bundesrat und den Reichstag gewandt, ja sie haben sogar in einigen Fällen gegen die umsatzsteuerlustigen Gemeinden den Klageweg beschritten. Irgend welchen äusseren Erfolg haben sie freilich mit diesem Vorgehen bis jetzt noch nicht gehabt: die Petitionen sind wirkungslos verhallt, und was die verschiedenen Klagesachen betrifft, so steht darüber eine endgiltige gerichtliche Entscheidung noch aus. Indessen ist der moralische Eindruck auf die den Genossenschaften angehörigen Teile der Bevölkerung und wohl auch noch auf weitere social empfindende Kreise derselben ein gewaltiger. Muss doch so auch der Gutgläubigste einsehen, was es mit Recht und Gerechtigkeit im heutigen Classenstaate auf sich hat. In der That, man bedenke: Erst stellt man die Consumvereine durch das Verbot des Verkaufs an Nichtmitglieder ausserhalb des

Gewerbebetriebs, macht ihnen die Gewinnung irgend welchen Profits unmöglich. (Die sog. Dividende stellt ja, so irreführend der Name auch ist, thatsächlich gar keinen Profit, keinen eigentlichen Gewinn dar, sondern ist nur eine Ersparnis der Mitglieder, eine Rückvergütung für zu hoch bezahlte Warenpreise.) Und dann besteuert man sie wie gewöhnliche profitmachende Gewerbetreibende, ja noch härter, als diese, indem man ihnen sogar noch einen durch nichts zu motivierenden Extratribut auferlegt.

Den neuesten Streich der Consumvereinsfeinde haben wir nun in einer Petition des Vereins Leipziger Kaufleute (heute Colonialwarenhändler) an die I. und II. sächsische Kammer vor uns. Leipzig ist eine jener Gemeinden, deren Verwaltung es bis jetzt entgegen dem Drängen gewisser Kreise abgelehnt hat, von ihrem Extrabesteuerungsrechte gegenüber den Consumvereinen Gebrauch zu machen. So verlangen denn die Leipziger Colonialwarenhändler nicht mehr und nicht weniger, als dass die Regierung dieses Recht zu einer Pflicht mache, d. h. die Umsatzsteuer gesetzlich festlegen solle. Dieser Streich hat natürlich sofort eine Gegenaction von seiten der Consumvereine zur Folge gehabt. Dieselben haben gleichfalls eine Petition an die Kammern losgelassen, und sie haben eine von zahlreichen Vertretern sächsischer Consumvereine, sowie auch von 17 Landtagsabgeordneten besuchte Protestversammlung in Dresden abgehalten. In der Petition wird zunächst der Nachweis geführt, dass bis jetzt eine Verdrängung des Kleinhandels durch die Consumvereine, wie unsere Gegner sie behaupten, nicht stattgefunden hat. Nach der Gewerbezahlung vom Jahre 1895 hat sich die Zahl der kleinen Handelsbetriebe mit 1—5 Gehüln seit dem Jahre 1882 um 64 % vermehrt, während die Gesamtbevölkerung in dem gleichen Zeitraum nur um 13 % gewachsen ist. Speciell in Leipzig ist die Zahl der einschlägigen Geschäfte in den letzten acht Jahren wieder um 18 % gestiegen. Die tolle Concurrenz der Kleinen unter einander ist es vor allem, die ihnen den schwersten Schaden bringt. Die grosse Zahl der an den Consumvereinen interessierten Personen verlangt gleichfalls Berücksichtigung. Die Mitglieder der Consumvereine stellen mit ihren Angehörigen in Sachsen ca. 22½ % der Bevölkerung dar, während die Kleingewerbetreibenden nur ca. 1 % ausmachen. „Die 175 sächsischen Consumvereine hatten in ihrem letzten Geschäftsjahre einen Umsatz von 43 907 241 Mk. im eigenen Geschäft und 2 280 170 Mk. im Geschäft mit Lieferanten. An Dividenden

kamen 5 378 573 Mk. zur Verteilung. Diese Summe kommt zum weitaus grössten Teile dem ärmsten Teil der Bevölkerung zu gute. Wie manche Not konnte hiermit beseitigt oder gelindert werden, manches Stück Hausgeräte oder Wäsche angeschafft, manche rückständige Steuer oder Miete gezahlt werden!"

Ob die aus lauter Edelsten und Besten sich zusammensetzende I. Kammer und die nach dem Dreiclassenwahlsystem gewählte II. Kammer in Sachsen diesen Argumenten irgend weiches Gewicht beilegen wird? Wir zweifeln daran.

Sehr zu bedauern ist es, dass die seit zwei Jahren in Sachsen bestehende Einrichtung eines Schiedsgerichtes für Streitigkeiten zwischen den Verwaltungen der Consumvereine und deren Angestellten, die in einer kürzlich in Dresden abgehaltenen Versammlung der sächsischen Consumvereine weiter ausgebaut werden sollte, daselbst an dem Widerstand einiger Vereine, die sich einem Schiedsgerichte nicht unterwerfen wollten, gänzlich zerschellte. Die bisherigen Beisitzer haben ihr Amt niedergelegt. Hoffen wir, dass damit die Sache noch nicht für immer begraben ist. Eine solche Einrichtung ist in hohem Masse geeignet, wenn durch eine gleichmässige Vertretung beider Teile ein gerechtes Urteil verbürgt ist, jene bedauerlichen unschönen Streitigkeiten zwischen Arbeitern als Unternehmern und Arbeitern als Angestellten einer raschen Erledigung entgegen zu führen.

Die Einsicht in die Vorteile des gemeinsamen Wareneinkaufs macht unter den deutschen Consumvereinen in letzter Zeit erfreuliche Fortschritte. Nicht wenig hat dazu sicherlich jene kleine Broschüre: Unsere Englandsreise beigetragen, über die den Lesern dieser Zeitschrift ja bereits referiert worden ist (Socialistische Monatshefte, 1899, pag. 546). Wie berichtet wird, ist das Büchlein, das in einfacher populärer Sprache ein überaus anschauliches Bild jener gewaltigen bewunderungswürdigen Schöplungen der englischen Genossenschaftsbewegung giebt und sich daher als ein vortreffliches Agitationsmittel für Consumvereine eignet, bereits in mehrere fremde Sprachen — letzthin auch ins Dänische — übertragen worden.

In einer am 14. Januar d. J. abgehaltenen Versammlung, in der auch der Reichstagsabgeordnete Wurm, sowie Frau Adele Gerhard zugegen waren, haben die Vertreter von zehn Berliner Consumvereinen die Gründung eines Verbandes beschlossen, der den gemeinsamen Warenbezug dieser Vereine bei der Grosseinkaufsgesellschaft zum Zweck

haben soll. Ebenso haben die Vertreter der württembergischen Consumvereine in einer am 22. Januar in Stuttgart abgehaltenen Versammlung die Erklärung abgegeben, dass sie im Princip mit dem Anschluss an die Grosseinkaufsgesellschaft einverstanden sind. Sie wollen diesen Gegenstand auf die Tagesordnung ihrer nächsten Generalversammlung setzen, um dann bis 1. März d. J. eine endgiltige Erklärung abzugeben.

Sehr zu wünschen wäre es, dass nun auch der Plan, für Süddeutschland eine Filiale der Grosseinkaufsgesellschaft in Mannheim zu errichten, bald zur Ausführung käme, um so mehr, als die badischen und eine Reihe anderer süddeutscher Consumvereine ihren Anschluss an die Gesellschaft hiervon abhängig gemacht haben. Dann würde der Umsatz der Gesellschaft, der im verflossenen Geschäftsjahre bereits 6 Millionen Mark betrug (freilich immer noch ein gar bescheidenes Süm'mchen gegen den 355 Millionenumsatz der englischen und schottischen Grosseinkaufsgesellschaft), eine rapide und imposante Steigerung erfahren.

Auch in der Schweiz werden die Vorteile des gemeinschaftlichen Einkaufs von den Consumvereinen immer mehr gewürdigt. Dem Wochenbericht wird darüber geschrieben: Die Centraleinkaufsstelle, mit Sitz in Basel, wurde im Jahre 1893 gegründet. Damals bezogen im ersten Jahre 54 Verbandsvereine und 6 Nichtverbandsvereine von der Centralstelle Waren im Betrage von 433 000 Frcs. Im ersten Geschäftsjahre betrug der durchschnittliche Umsatz der Centralstelle per Monat 28 700 Frcs. Dagegen bezogen im Jahre 1898 von der Centralstelle 89 Verbandsvereine und 74 Nichtverbandsvereine Waren im Werte von 2 618 000 Frcs., und der durchschnittliche Umsatz der Centralstelle betrug im Jahre 1898 per Monat 218 100 Frcs.

Einen geradezu unentbehrlichen Ratgeber für Consumvereine haben wir in dem vor kurzem bereits in zweiter Auflage (unter Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebung) erschienenen Handbuch für Consumvereine von Oppermann und Häntschke (Berlin 1899; Guttentags-Verlagsbuchhandlung, Preis 5 Mk.). Das 320 Seiten starke Buch enthält wohl alles, was die Gründer und Leiter eines Consumvereins zu wissen haben. Hier finden sie die Anweisungen über die Form der Constituierung, der ersten Wahlen und der Anmeldung der neuen Genossenschaft, alles erläutert durch Muster-Formulare und Beispiele, denen auch ein Muster-Statut beigelegt ist. Die Befugnisse des Vorstandes und des Aufsichtsrats werden gleichfalls an

der Hand von Muster-Geschäftsordnungen dargestellt, Stellung, Rechte und Pflichten der Beamten und Angestellten des Vereins, insbesondere der Lagerhalter, werden ausführlich erörtert. Eine grosse Anzahl praktischer Winke über Warenein- und -verkauf sowie den sonstigen Geschäftsbetrieb werden auch die in kaufmännischen Dingen weniger bewanderten Leiter einer Consumgenossenschaft vor allzu groben Fehlern bewahren. Das Capitel über die Buchführung wird auch der durchaus kaufmännisch Gebildete nicht ohne Nutzen studieren, da ein Consumverein eine ganze Anzahl Bücher zu führen hat, die im Geschäftsbetrieb eines Privatkaufmanns nicht vorkommen. Für den kaufmännisch nicht Gebildeten bedeutet es aber eine vollständige Anleitung zur einfachen, doppelten und amerikanischen Buchführung, praktisch erläutert durch das in allen drei Arten bis ins Detail durchgeführte Beispiel einer zweimonatlichen consumgenossenschaftlichen Buchführung. — Wir bemerken noch, dass mit diesem kurzen Auszug keineswegs der Inhalt des reichhaltigen Werkes erschöpft ist, dessen Anschaffung jungen und auch älteren Vereiner, manches Lehrgeld, das sie sonst zahlen müssten, manche bittere Erfahrung ersparen wird

Gertrud David.

Wissenschaft.

Das Jenenser Preisausschreiben.

Von Jena aus ist ein Preisausschreiben erlassen. Das Thema: Was lernen wir aus den Principien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten? soll „zur Förderung der Wissenschaft und im Interesse des Vaterlandes“ bearbeitet werden. Ein Ungenannter hat für die zu verteilenden Preise die Summe von 30 000 Mk. ausgesetzt, und für die Bearbeitung ist fast drei Jahre Frist gegeben.

An sich ist es gewiss mit Freude zu begrüssen, dass aus privaten Mitteln ein so grosser Fonds für die Bearbeitung eines rein theoretischen Stoffes dargeboten wird. Allein unsere Freude wird sofort getrübt, wenn wir uns den beigefügten „Erläuterungen“ zuwenden. Dort ist eine Reihe von Gesichtspunkten zusammengestellt, die als Grundlage für die Bearbeitung dienen sollen, und diese Gesichtspunkte verraten allzu sehr die Tendenz, die der ganzen Veranstaltung zu Grunde liegt, sowie das Resultat, das sich ergeben soll oder muss. Da lesen wir unter: B. Die Anpassung und Tradition:

„Im Volke als Ganzem können sich Aenderungen der Anschauungen und Sitten

nur langsam vollziehen, denn die überlieferten Anschauungen sind der jeweiligen Generation fest eingepflegt. . . . Die jeweilige Gesetzgebung des Volkes ist das Product der Tradition althergebrachter Normen und der Anpassung an die momentanen Daseinsbedingungen und die daraus entstandenen Anschauungen. . . . Da die Grundbedingung einer gesunden und rationellen Weiterentwicklung in der gründlichen Kenntnis und gewissenhaften Befolgung überlieferter Gesetze und Institutionen zu sehen ist, so kann auch von einer ferneren rationellen Entwicklung der Institutionen auf Grund der Anpassung nur dann die Rede sein, wenn der Geist der bestehenden Institutionen sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist. Soweit dies nicht der Fall ist, kann eine versuchte Weiterbildung der Gesetzgebung nur illusorischen Wert haben (einen scheinbaren Fortschritt bedeuten). Eine langsame stetige Entwicklung der Gesetze und Institutionen, welche mit der Aufnahmefähigkeit des Volkes Schritt halt trägt demnach am meisten zum gesunden Fortschritt des Volkes bei. . . . Am Schluss wären die Tendenzen der politischen Richtungen in Deutschland zu beleuchten (von den Umsturzbewegungen einerseits bis zur Stagnation und dem Rückschritt anderseits).“

Es scheint, als ob nur hiesigen „Erläuterungen“ die principiellen Resultate im Sinne einer politischen Mittelpartei vorweggenommen werden sollen. Freilich wird von den Preisrichtern versprochen, die Arbeiten nach ihrer wissenschaftlichen Durchführung zu beurteilen, ohne Rücksicht auf die Tendenz oder Parteistellung des Verfassers. Ob aber auch für die Angehörigen der „Umsturzpartei“ die Möglichkeit vorhanden ist, einen Preis zu bekommen? Es wäre jedenfalls zu wünschen, dass unter den Preisbewerbern sich auch ein Socialist einfände.

Ludwig Mann.

Revue.

Was wird das England von morgen sein? Wir wissen es nicht. Das England von gestern und heute aber war und ist ein grossartiges Versuchsfeld socialer Reformarbeit. Einen sehr wenig beachteten, aber in Wirklichkeit gar nicht so unwichtigen Winkel dieses Versuchsfeldes beleuchtet Eduard Bernstein in einer ungemein lesenswerten Studie, welche unter dem Titel: Die Arbeitsteilhaberschaft in der britischen Genossenschaftsbewegung in Brauns Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik erschienen ist. Nachgerade

weiss alle Welt, wie sich in den Grundzügen das englische Genossenschaftswesen entwickelt hat. Die Consumvereine gediehen und wuchsen, bis sie zu der imposanten Macht wurden, die sie heute darstellen; auch die im Besitz der Consumvereine befindlichen industriellen Betriebe wuchsen zu immerhin ganz ansehnlichen Dimensionen heran. Die eigentlichen Productivgenossenschaften dagegen, die souveränen Vereinigungen unabhängiger industrieller Produzenten, fristeten ein kümmerliches, vielfach durch allerhand Entartungskrankheiten verkrüppeltes Dasein, in schmerndem Gegensatz zu den Hoffnungen, welche grossherzige Idealisten, wie Vansittart Neale, an sie geknüpft hatten. In anderen Ländern hat man bekanntlich ebenso trübe Erfahrungen gemacht. So befestigte sich mehr und mehr gerade bei den Freunden des Genossenschaftswesens die Denkgewohnheit, in den Eigenbetrieben der Consumvereine die einzige lebensfähige Form genossenschaftlicher Industrie zu sehen, die Productivgenossenschaften dagegen als unpraktische und unsocialistische Totgeburten zu verachten. Damit war in der Hauptsache Klarheit geschaffen und für eine von socialistischem Geist erfüllte Consumvereinsbewegung die Bahn freigemacht. Aber so ganz nach diesem Schema entwickelten sich die Dinge denn doch nicht. „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel“. Auch in den Ländern deutscher Zunge giebt es vereinzelte sociale Gebilde, die sich doch wohl als eine modifizierte Weiterbildung der alten Productivgenossenschaften darstellen, deren Lebensfähigkeit aber unbestritten ist, und deren Existenzberechtigung vom socialistischen Standpunct aus mit sachlichen Gründen auch nicht bestritten werden kann; so vor allem die Hamburger Tabakarbeitergenossenschaft. In England aber machte sich neuerdings an den Productive Cooperative Societies ein auffallender Regenerationsprocess bemerkbar. Sie, denen Beatrice Potter noch vor acht Jahren ihren unheilbaren Particularismus, ihre gänzliche Unfähigkeit zu solidarischem Zusammenschluss vorwerfen konnte, besitzen heute, ganz ähnlich wie die Consumvereine, einen Centralverband zu propagandistischen und einen zu geschäftlichen Zwecken; ihre Zahl hat sich vervielfacht, ihr Umsatz und die von ihnen gezahlten Löhne und Gewinnanteile desgleichen. Kurz, wer einigermaßen auf Zahlen und Thatfachen achtgab, der wusste, dass da etwas vorging; was, das war freilich nicht leicht zu entscheiden. Ist es doch so verwünscht mühsam, den wirklichen socialen Charakter einer Productivgenossenschaft in einwandsfreier Weise fest-

zustellen; die Ziffern der Jahresberichte, die bei den Consumvereinen eine so leichte Orientierung ermöglichen, sind in diesem verzwickteren Falle oft mehr Blendwerk als Wegweiser.

Mit der ihm eigenen Geduld hat sich nun Bernstein durch diese Schwierigkeiten hindurchgearbeitet. Die Resultate, zu denen er gelangt, lassen sich etwa in folgendem zusammenfassen: Die Productivgenossenschaften des alten Typus, die selfgoverning workshops, deren einzige Eigentümer und Leiter die in der Werkstätte beschäftigten Arbeiter sein sollten, existieren nicht mehr. Aus ihnen haben sich Genossenschaften eines modificierten Typus entwickelt, bei welchen für die Producenten von vornherein nur Anteil an Eigentum, Leitung und Gewinn beansprucht wird, aber weder der volle Gewinn, noch die alleinige Leitung des Unternehmens. Mit wem teilen nun diese Arbeiter, die zugleich Miteigentümer des sie beschättigenden Betriebes sind, ihre Macht? Der Form nach mit den übrigen Anteilseheinhabern und den Käufern; bedeutsamerweise aber treten sowohl als Käufer wie als Anteilseininhaber in stets wachsender Masse — die Consumvereine der englischen Arbeiter auf. Ja, die Mehrzahl dieser Produktionsgenossenschaften — so bezeichnet Bernstein diesen neuartigen Genossenschaftstypus — „findet ihren Absatz fast ausschliesslich und ihr Capital zum erheblichen Teil in den Consumvereinen“. Damit hat Bernstein auch die Wurzel des raschen Wachstums der Produktionsgenossenschaften aufgedeckt. Die englischen Consumvereine verfügen über mächtige Capitalien, und sie stellen einen sehr ausgedehnten Markt dar, aber die Eigenbetriebe, welche diesen riesigen Markt speisen sollten, entwickeln sich nur langsam und fragmentarisch. Und in die Lücken der consumgenossenschaftlichen Eigenproduction wachsen (wenigstens stellenweise) die autonomen Produktionsgenossenschaften hinein. Sie sind „ein Gewächs auf dem Boden der Consumvereinsbewegung.“ Bernstein untersucht nun, ob dieses Gewächs kein parasitisches ist. Er glaubt diese Frage im allgemeinen verneinen zu dürfen. Zwar ist er sich vollständig darüber klar, dass die Produktionsgenossenschaften, ja die Genossenschaften überhaupt, unmöglich die einzige Methode des socialen Fortschritts bilden können. „Die Demokratie in Staat und Gemeinde kann mit einem Schläge Reformen zur Hebung der Arbeiterclassen durchsetzen, zu deren Verwirklichung hunderte und tausende

von Genossenschaften nicht ausreichen, und gut organisierte Gewerkschaften können durch eine umsichtige Gewerbepolitik Verbesserungen im Gewerbe erzielen, die in dieser Allgemeinheit die Teilhabergenosenschaft ebenfalls nicht durchführen kann, so lange sie nicht selbst stark verallgemeinert ist.¹⁴ Trotzdem hält er die Produktionsgenossenschaften keineswegs für überflüssig. Denn die neuschöpferische Tätigkeit von Staat und Gemeinde findet in jedem gegebenen Augenblick Schranken an der gegebenen Form und Structur der industriellen Betriebe. Auch die Grossenkaufigenossenschaften in England und Schottland sträuben sich gegen ausgiebige Vermehrung ihrer Eigenbetriebe, und zwar nach Bernsteins Ansicht eben deshalb, weil sie Centralstellen sind, von einer Centralstelle aus aber nur eine begrenzte Anzahl von Betrieben übersehen und geleitet werden kann. Es gilt also, neue Organisationsformen föderalistischer Art aufzufinden; und als eine derartige Form hält Bernstein die in der Labour Association vertretenen Produktionsgenossenschaften für aufmerksamer Beobachtung wert.

Ladislav Gumplowicz.

Die *Revue Blanche* brachte vor einiger Zeit einen sehr instructiven Artikel über die chinesische Sprache und Litteratur. Es heisst da, dass man in Bezug auf China beinahe nichts weiter weiss, als die Geschichte von der chinesischen Mauer, und die Thatsache, dass die Chinesen Zöpfe tragen, und dass man sich in Bezug auf die Kenntnis über China beinahe so conservativ verhält, wie man glaubt, dass der Chinese selbst in allen Fragen der Entwicklung sich verhalte. Vor allem denkt man sich China als ein einheitliches Land, und doch ist weder eine geographische noch eine anthropologische, noch eine linguistische Einheit thatsächlich vorhanden. Einheitlich ist bei den verschiedenen Volkstypen, aus denen sich China zusammensetzt, nur eine Art seelischen Grundtons, der dann auch die Basis bildet, auf der sich die chinesische Cultur aufbaut. Die Völkergruppen unter sich, auch wenn man die direct verschiedenen Rassenelemente ausschliesst, haben ungefähr so viel Aehnlichkeit mit einander, wie die Holländer und die Italiener oder die Franzosen und die Czechen, und die Sprachen gleichen sich vielleicht, wie Englisch und Französisch.

Der Grundzug der Sprache ist die Einsilbigkeit, und zwar hat jede Silbe für sich eine geschlossene Bedeutung. Doch besitzt auch die reichste chinesische Sprache nicht mehr als 1100 Silben. Die Nuancen werden

in der gesprochenen Sprache durch den Tonfall, in der geschriebenen durch besondere Schriftzeichen gegeben. Die ganze Grammatik fasst sich in der Syntax zusammen, und diese Syntax besteht in dem einen Satz, dass die Stellung eines Wortes seine Bedeutung feststellt. Für das Ohr haben die chinesischen Sprachen absolut keine Verwandtschaft, die Einheit derselben wird nur durch die Schrift gewahrt. Ein Zeichen, ähnlich den Hieroglyphen oder unseren Zahlen, genügt für jeden Chinesen, ihm den Begriff, den dasselbe darstellt, herauszulesen; in jedem Landesteil wird die Bezeichnung anders benannt, aber in jedem Landesteil wird das Zeichen verstanden.

Diese schwierige, aber bewundernswürdige Sprache ist auch der Mittelpunkt der chinesischen Cultur geworden.

Es ist im Grunde nicht überraschend, dass die Sprache die Grundlage der chinesischen Civilisation ist, denn in jeder ideographischen Schrift hat man nicht mehr mit Worten zu thun, sondern mit Begriffen. Der Umstand, dass diese Begriffe in einer Art und Weise zusammengestellt werden müssen, dass nur der eine, gewollte Sinn herausgelesen werden kann, verleiht der ideographischen Schrift eine scharfe Logik, und wenn nun eine Gruppe von Einzelnen auf gleiche Weise diese Zeichen liest und auf gleiche Weise ihre Gedanken ausdrückt, so geht durch das ganze Land eine Einheit des intellectuellen Lebens, wie sie Länder mit phonetischer Schrift nie haben können.

Da der gesprochenen Sprache nicht so viele Modificationsmittel zur Verfügung stehen, wie der geschriebenen, vermeidet die gesprochene Sprache die allzuvielen Homonyme, man hat vielmehr Wortverbindungen eingeführt, die die Schriftsprache nicht besitzt. Es ergibt sich daraus die ausserordentlich merkwürdige Thatsache, dass die chinesische Schriftsprache von der gesprochenen Sprache durchaus verschieden war. Die ganze Schularbeit der Chinesen beschränkte sich darauf, der chinesischen Jugend diese Schriftsprache beizubringen. Dabei wird nirgends auf der Welt mehr Zeit und Mühe auf den Unterricht verwandt, als in China. Die geschriebene Sprache ist unleserlich, wenn sie laut gelesen wird, und wenn man das Schriftstück nicht in der Hand hat. Das Kou-wen, die geschriebene Sprache, und die Schriftzeichen müssen gelernt werden, dazu kommt dann noch die Sprache, die je nach dem Landesteil als Umgangssprache gilt.

Es ist nach dem Gesagten nicht schwer zu verstehen, dass durch diese Sprachverhältnisse ein geistiges Band rein litterarischer Natur durch das ganze Land geht.

und dass die Umgangssprache von Provinz zu Provinz ihre eigenen Charakter hatte.

Nach und nach bildete sich, aber dem praktischen Sinn der Chinesen entsprechend, das Kouan-hoa, das erst nur die von den Beamten gebrauchten Ausdrücke für das ganze Land einheitlich gestaltete, nachher sich auf die Erlasse für diese Beamten erstreckte, und das seit circa vier Jahrhunderten nun die Litteratursprache geworden ist, denn der Beamtenstand repräsentiert gerade um seiner Vertrautheit mit der Schriftsprache willen die geistige Elite von China.

Dieses Kouan-hoa, das sich eben so leicht spricht, wie schreibt, ist weniger eine Sprache, als ein Stil, es ist ein etwas archaischer Stil, der sich der Sprechweise von Nan-king am meisten nähert. Natürlich enthält es sehr viele Elemente des Kou-wen und ist denen, die nur die Conversationssprache kennen, als Schriftsprache nicht völlig verständlich.

Die Litteratur in China ist durch diese eigentümlichen Sprachverhältnisse ein Gebilde, das sich mit keiner europäischen Litteratur vergleichen lässt. In Europa ist der Verkehr zwischen Autor und Leser nur ein erweitertes Gespräch, für den Chinesen ist Sprechen etwas, Hören etwas anderes und wegen der manigfachen Intonationsnuancen etwas ziemlich Schwieriges, und Schreiben ist dann erst noch ein drittes und sehr compliciertes Ding. Der Chinese muss sich durch ein Buch durcharbeiten in ganz anderm Sinn, als wir, er kann nicht etwa die Ideen, den Stil etc. eines Autors kritisieren, er muss über dem Buch sitzen und seine ganze Intelligenz concentrieren, um überhaupt herauszubekommen, was der Autor sagen will. Es ist für ihn nicht ein Zeitvertreib, ein Buch zu lesen, es ist eine Arbeit, deren Erledigung ihm Ruhm und Ehre einbringt.

Durch die feststehenden Silben und die starren Gesetze erhält naturgemäss die Sprache etwas Stereotypes, doch zeichnet sich das gute Kou-wen durch eine prachtvolle Klarheit und imponierende Logik aus. Und diese alte Sprache muss auch der Schüler zuerst in einzelnen Werken wissenschaftlichen Charakters studieren, bevor er zum Studium des Kouan-hoa übergehen kann.

Für die chinesische Litteratur liegt der Höhepunkt ganz im Anfang unserer Culturgeschichte, und schon 593 hatte China gedruckte Bücher. Die chinesische Litteratur ist auch die unabhängigste und umfangreichste aller existierenden Litteraturen überhaupt. Seit Anbeginn des litterarischen Lebens war der Mittelpunkt des Büchermarktes Soutchang. Für Büchersammler ist China das Schlaraffenland; es erscheinen ausser den

Zeitungen in ganz China per Jahr mindestens eine halbe Million litterarischer Arbeiten, und zwar zu äusserst geringem Preis. Eine gute Bibliothek ist der Ehrenpunkt jedes guten Hauses, und die Frage von öffentlichen und Volksbibliotheken ist in China weit besser gelöst worden, als in Europa. Die Censur erstreckt sich nur auf Bücher, die sich mit dem Herrscherhaus befassen sollten, doch fällt es eigentlich keinem ein, sich damit abzugeben. Ferner giebt es kein Autorrecht, denn wer überhaupt sich mit Litteratur beschäftigt, ist Beamter, hat also durchaus nicht die Notwendigkeit, von seiner Feder zu leben. Der Journalismus hat wenig Bedeutung, wichtige Ereignisse werden als Broschüren dem Publikum mitgeteilt, und eine politische Polemik existiert überhaupt nicht. Offizielle Zeitungen, die Erlasse der Regierung etc. enthalten, wurden schon im Anfang des VIII. Jahrhunderts in China öffentlich ausgehängt.

Von den drei Dichtungsarten ist in China die epische durch den Roman am meisten vertreten, und zwar herrscht seit drei Jahrhunderten der realistische Roman vor, der ein tüches Abbild der chinesischen Lebensformen giebt. Um eine einfache Liebesintrigue ranken sich die eingehendsten und feinsten Schilderungen, und alle Gebiete geistigen und seelischen Lebens werden in den Bereich des Romanes hineingezogen. Autoren von Ruf verschmähen es, unanständige Bücher zu schreiben, doch ist die Pornographie in kleinen Broschüren reichlich vertreten, und sie wird namentlich vom Volk verschlungen. Die Meisterwerke der lyrischen und dramatischen Poesie fallen zum grössten Teil in die classische Periode der Litteratur, es giebt auch namentlich historische Dramen von ausserordentlichem Wert, doch herrscht, wie bei uns, auf dem Theater die Demi-monde mit ihren Begleiterscheinungen.

Die Lyrik der Gegenwart ist, wie es in der Natur der Sache liegt, durchaus ohne Natürlichkeit, denn wenn die Empfindung erst so viele Formeln passieren muss, um sich ausdrücken zu können, so erstarrt sie mittlerweile, um so mehr, als die Reimgesetze noch schwieriger sind, als alle Gesetze des Schreibens.

Es ist aber völlig falsch, wenn man annimmt, die chinesische Litteratur gehe ihrem Verfall entgegen. China lebt von seiner Vergangenheit und schöpft daraus immer neue Kräfte, seine fast erschreckende Lebensfähigkeit baut sich auf psychischen Ursachen auf, und darauf beruht auch seine Kraft, der wir in Europa vielleicht nichts an die Seite stellen können. *Ida Häny-Lux.*